

EWALD **& EWALD**

Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst

Ausgabe 22
2017

ATHEISTISMUS UND GOTTESGLAUBE

LEIBNIZENS FRAGE

„Es gibt wahrscheinlich keinen Gott, also machen Sie sich keine Sorgen mehr, und genießen Sie Ihr Leben.“ Um diese Botschaft auf Werbeflächen zu verkündigen, haben 2009 Atheisten viel Geld ausgegeben. Die einfache Rückfrage „Woher wißt ihr das?“ macht deren religiösen Impetus deutlich.

Seit dem Beginn der Aufklärung ist die Erkenntnis des Menschen über die Zusammenhänge und Gesetze des Universums in atemberaubendem Maße fortgeschritten. Die moderne Naturwissenschaft hat die Welt, wie wir sie wahrnehmen können, gut erklärt. Sie hat Irrtümer aufgeklärt, Aberglauben vertrieben, das Vertrauen des Menschen in seinen Verstand gefördert und immer mehr Licht der Erkenntnis in bis dato dunkle Geheimnisse gebracht. Man glaubt inzwischen sogar, die Entstehung der Elemente, des Lebens und auch des menschlichen Geistes naturwissenschaftlich und ohne Gott erklären zu können.

Dann aber stößt die naturwissenschaftliche Erkenntnis an eine Grenze, nämlich die Frage des Gottfried Wilhelm Leibniz, warum überhaupt etwas sei und nicht vielmehr nichts¹. Schon die Urknalltheorie erklärt die Existenz des Universums nicht. Woher ist das gekommen, was da geknallt haben soll, und warum hat es geknallt?² Die These, daß das Universum sich,

¹ „Pourquoi il y a plutôt quelque chose que rien?“ (Prinzipien der Natur und der Gnade n. 7)

² Oder nicht geknallt? Der Teilchenphysiker und Buchautor Brian Greene über ... Spiegel-Gespräch: „Warum ist nicht nichts?“ Von Johann Grolle. Der Spiegel 39/2004, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-32205256.html>; Zugriff am 16. 1. 2018

anfang- und endlos, von Urknall zu Urknall zyklisch ausdehne und wieder implodiere, beantwortet der Frage nach Herkunft und Ursache ebenfalls nicht. Auch die jüngere Theorie, daß die Materie aus einer Vakuumschwankung entstanden sei, erscheint nur auf den ersten Blick reizvoll, denn ein „Nichts“ (Vakuum), das schwanken kann, ist ja nicht nichts³. Wieder sind wir bei Leibnizens Frage.

Der Atheismus, der die Naturwissenschaft zu seiner einzigen Erkenntnisquelle erhebt, ist also ein Glaube: Er glaubt, daß es Gott nicht gibt und auch sonst nichts außerhalb des selbstgesetzten Bezugssystems der physikalischen Meßbarkeit. Beweisen oder auch nur belegen kann er es nicht, weil er ja für die Wahrnehmung oder auch nur Postulierung des Jenseits kein Instrumentarium hat oder anerkennt.

GOTT ALS URSACHE

Der Gottgläubige nennt Gott den Grund allen Seins. Das erklärt die Existenz der Welt besser als der Atheismus: Gott, reiner, allmächtiger Geist, sei die Ursache von allem, ewig und selbst ohne Ursache; er allein sei fähig, aus nichts etwas zu schaffen. Gott „denke“ die Welt sozusagen unentwegt, deshalb nur existiere sie. Und der Mensch als Gottes Ebenbild (u. a. durch seinen Verstand) sei in der Lage, die Existenz eines Schöpfers aus der Beobachtung der Natur heraus zu erkennen. Schon der Apostel Paulus ist überzeugt: „Seit Erschaffung der Welt wird nämlich seine (sc. Gottes) Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit“ (*Röm. 1, 20*).

Schon vom Augenschein her kann man sich bei einem wachen Blick auf die Schöpfung nicht vorstellen, daß das alles

³ Der Physiker Lawrence Krauss stellt in seinem Buch „Ein Universum aus dem Nichts“ die Theorie auf, daß ein absolutes Vakuum virtuelle Teilchen enthalte (<http://www.tagesspiegel.de/wissen/vordem-urknall-wie-kann-das-universum-aus-dem-nichts-entstehen/11179340.html> - Zugriff am 22. 1 2018), und verschiebt damit nur die Frage nach dem Ursprung. – Ein Lehrer des Verfassers dieses Textes sagte einmal: „Die dürfen sich das Nichts nicht als Etwas vorstellen, sondern als nichts.“

ohne Letzt-Ursache und Geist aus zufälligen physikalisch-chemischen Reaktionen hervorgegangen sein könnte. Der Mensch erkennt in der Betrachtung der Welt mit seiner Vernunft Gesetzmäßigkeiten und Analogien in den Formen und Kräften: Er sieht, daß es zwischen seinem „ordnenden“ Denken und der Ordnung der Welt einen Bezug gibt. Die Welt und sein Geist sprechen gewissermaßen die gleiche Sprache. Daraus zu schließen, daß beides einem alles ordnenden Geist und Willen entspringt, ist keinesfalls abstrus, eher vernünftig.

Hinzu kommt die Schönheit, die den Menschen erfreut und ihm den Eindruck vermittelt, Teil eines „Kosmos“ und nicht eines Zufallsprodukts zu sein. Man denke an Kants berühmten Satz, daß neben dem moralischen Gesetz in ihm „der bestirnte Himmel über mir“ ihm „das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht (erfüllt), je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt.“⁴

GOTT IST NICHT BEWEISBAR⁵

Aber auch das Empfinden von Sinn und Schönheit könnte ja nur Produkt einer geistlosen, ungeschaffenen Evolution sein. Die guten Argumente für die Existenz Gottes, nämlich daß es überhaupt etwas gibt und daß der Mensch durch seinen Geist den „Sinn“ der Schöpfung und dadurch den Schöpfer erkennen kann, beweisen dessen Existenz nicht im naturwissenschaftlichen Sinne. Wer an Gott glauben will, findet gute Gründe. Wer nicht glauben will, kann durch diese nicht zwingend überzeugt werden. Schon die bekannten „Gottesbeweise“ mit Argumenten

⁴ Immanuel Kant: Kritik der praktischen Vernunft, 1788. Beschluß

⁵ Das ist er freilich nach kirchlicher Lehre und biblischem Befund: „Ratiocinatio Dei existentiam, animae spiritualitatem, hominis libertatem cum certitudine probare potest.“ (*Decr. S. Cgr. Indicis, 11. (15.) Jun. 1855, Theses contra traditionalismum Augustini Bonnetty, 2.*); „Sancta Mater Ecclesia tenet et docet, Deum, rerum omnium principium et finem, naturali humanae rationis lumine e rebus creatis certo cognosci posse.“ (*I. Vaticanum, Constitutio dogmatica de fide catholica, cap.2: De revelatione; KKK. 36*); *Weish. 13, 1-9; Röm. 1, 18-20*. Der Verfasser nimmt dies auch an und glaubt es, trägt aber hier Gedanken vor, die im Diskurs mit denen gelten könnten, die die kirchlich-biblische Lehre nicht akzeptieren.

der Vernunft von Anselm von Canterbury bis Robert Spaemann haben nicht zu nennenswerten Zahlen an Bekehrungen geführt. Sie sind gute Argumente, könnten aber auch gedankliche Produkte, letztlich chemisch-elektrische Prozesse in den aus den vielen Zufällen der Evolution entstandenen Menschenhirnen sein, die darin durchaus Bemerkenswertes hervorgebracht haben, aber leider irren, da sie der Täuschung eines Weltgrund und -sinns unterliegen, den es nicht gibt.

FRAGEN DER GOTTGLÄUBIGEN

Wer an Gott glaubt, muß sich Fragen stellen, z.B. warum es Gott gibt (nicht beantwortbar), warum Lebewesen leiden (müssen), ob Gott oder die Schöpfung vielleicht gar nicht gut sind, wozu Gott Milliarden und Abermilliarden von Menschen erschafft und wie man sich so eine ewige Seligkeit bei ihm vorstellen kann – und wenn man es nicht darf, warum nicht, wenn doch die Vernunft ein Mittel der Gotteserkenntnis ist. Die große Frage ist schließlich die, ob der Gottesglaube vielleicht eine Selbsttäuschung sei. Das ist der „Stachel im Geist“ des modernen Menschen. Diese Bedenken wiegen so schwer, daß es schon guter Gründe bedarf, sich für den Glauben an Gott zu entscheiden.

Wir werden heutzutage diese Entscheidung aufgrund unserer Erfahrungen treffen. Die Erfahrung aber ist diffus: „Es gibt genug Licht für die, die sehen wollen, und genug Finsternis für die, die gegensätzlich veranlagt sind.“⁶ Auch Gottgläubige erfahren das „Schweigen Gottes“, auch Atheisten kennen „Heiliges“.

Beim Nachdenken über Gottes Existenz werden die meisten wahrscheinlich gläubig und ungläubig zugleich sein. Es geht hier auch nicht um einen Kampf mit Argumenten für den Gottesglauben. Gott kann schon ganz gut selbst für seine Sache Sorgen. (Er bevorzugt freilich statt des Gefechts das Säuseln – *vgl. I. Kön. 19, 12*). Es geht vielmehr – in allem Respekt vor Anders- und Nichtgläubigen und im Bewußtsein des „Unglaubens in mir“ (*vgl. Mk. 9, 24*) – um die Darlegung einiger Überlegungen, die zu Denken und Gespräch anregen wollen. Hierbei gel-

⁶ Blaise Pascal: *Pensées*

te das Wort Winfried Nonhoffs: „Wer Gott einfachhin loswerden will, macht sich wahrscheinlich die Sache zu einfach. Wer Gott nur unangefochten retten will, könnte einer lebensgefährlichen Illusion aufsitzen.“⁷

ARGUMENTE FÜR DEN GOTTESGLAUBEN

Seit es Menschen gibt, sind sie religiös: Im Unterschied zu Tieren bestatten sie ihre Toten, beten in irgendeiner Weise und deuten ihr Leben (im Zusammenhang mit einem Jenseits). Die Religiosität, die den Menschen augenscheinlich von den anderen Lebewesen unterscheidet, könnte aber auch eine „Fehlkonstruktion“ der blinden Evolution sein.

Zu dem unreligiösen und allgemein-menschlichen Glauben treten Erfahrungen des Jenseits. Vielleicht standen Träume⁸ von Verstorbenen am Anfang, dann Erlebnisse von wunderbaren Rettungen aus Notlagen, Erhörungen von Gebeten u.a.m. Im Laufe der Menschheitsgeschichte treten dann Personen auf den Plan, die glauben, von Gott persönlich angesprochen worden zu sein. Im jüdisch-christlichen Bereich ist Abraham als erster zu nennen. Er verläßt in hohem Alter auf Gottes Ruf hin seine Heimat. Ihm wird Segen verheißen und zugesagt, daß er selbst und seine Nachkommen Segen sein würden für alle Menschen (vgl. *Gen. 12, 1-9*). Abraham vertraut auf diese Gotteserfahrung, und sein Vertrauen wird nicht enttäuscht. Er tut auf Gottes Ruf hin etwas für seine Zeit und Kultur Abwegiges, verläßt seine Heimat und erfährt, daß dieser Gott treu ist – also wirklich existiert, spricht und segnend handelt.

Ähnliche Erfahrung haben unzählige Menschen gemacht. Das könnte immer noch eine Kombination aus Zufall und Psychose sein. Aber immerhin berichten durchaus vernünftige und gesunde Menschen bis heute von Gotteserfahrungen –

⁷ Winfried Nonhoff: Vorwort: Von Gott verlassen? in: A. Grün, T. Halík, W. Nonhoff: Gott los werden. Wenn Glaube und Unglaube sich umarmen. Münsterschwarzach 2016, S. 9

⁸ Vgl. auch den Traum Jakobs von der Himmelsleiter *Gen. 28*: Der Ort galt durch den Traum als Haus Gottes, der Stein, auf dem Jakobs Kopf lag, als er träumte, wurde zum Altar (Ort der Jenseits-Diesseits-Berührung)

weniger in unmittelbaren Jenseitserfahrungen wie Visionen u.ä., mehr in Momenten unerwarteter Tröstung und Stärkung, auch solchen der Heilung und Rettung.

Daß der Mensch nach einem alles tragenden, göttlichen Sinn sucht und ihn nicht zuletzt in Vernunft und Schönheit findet, ist zwar ebenfalls kein zwingendes Argument für den Gottesglauben, aber es hilft (zunächst einmal), zu leben und nicht in der Kälte eines geistlosen Alls zu erfrieren. Darüber hinaus sind solche Sinnerfahrungen, wenn es denn Gott gibt, eine Bestätigung für den Glauben an ihn, mit dem viele Menschen das Leben gut bewältigen können, da er „für sie“ wirklich ist und handelt.

Die Frage, ob Gott „objektiv“ existiert, bleibt aber immer noch offen und der persönlichen Entscheidung des einzelnen überlassen, die sich nach den Lebenserfahrungen ausrichten wird. Als objektive Tatsache ist zu verzeichnen, daß Gott für viele glaubwürdige Zeitgenossen eine „subjektive“ Realität ist: Vieles spricht also „erfahrungsgemäß“ für seine Existenz. Und das ist nicht wenig.

ARGUMENTE FÜR DEN CHRISTLICHEN GLAUBEN

Gibt es über die philosophischen Gottesbeweise hinaus „objektive“ Beweise dafür, daß Gott existiert? Es müßte schon etwas Handfestes, Sinnliches und von allen Wahrnehmbares sein. Davon berichten die Jünger Jesu von Nazareth: „Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefaßt haben vom Wort des Lebens – das Leben ist erschienen und wir haben gesehen und bezeugen und verkünden euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns erschienen ist –, was wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir auch euch... Wir haben gesehen und bezeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat als den Retter der Welt“ (*1. Joh. 1, 1-3; 4, 14*). Aus der Begegnung mit einem Menschen, der behauptete, der Sohn Gottes und mit diesem eins zu sein (*vgl. Mt. 16, 16f.; Joh. 10, 30*), kommen diese Zeugen zu dem Schluß, daß Gott sich ihnen als Mensch gezeigt hat. Seine Wunder und vor allem seine Auferstehung haben sie überzeugt: „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“ (*Apg. 4, 20*).

Hier ist der moderne Mensch gefragt, wie er sich zu solchen Zeugnissen verhält.

Auch nach Auferstehung und Himmelfahrt Jesu machen Menschen v. a. im Raum der Kirche solche unmittelbaren Erfahrungen in Wunderheilungen, Erscheinungen u.a.m. Viele von ihnen sind in ihrer naturwissenschaftlichen Unerklärbarkeit belegt. Das Muschelseidentuch von Manoppello, das Bild von Guadalupe, die Erscheinungen und Heilungen in Lourdes seien als prominente, bleibende Beispiele genannt⁹.

Diese objektiven Phänomene von Jenseits-Diesseits-Berührungen unterscheiden das Christentum von den anderen Religionen und heben es für die moderne Welt in die Sphäre der wissenschaftlichen Seriosität. Subjektive Gotteserfahrungen (ob echt oder nicht) gibt es auch in anderen Religionen, auch Heilungen u.ä. Ob es bei ihnen auch so etwas „objektiv“ und dauerhaft Unerklärliches wie das Genannte gibt, entzieht sich der Kenntnis des Autors. Entscheidend ist, daß die genannten Phänomene dem abendländisch-rationalen Zeitgenossen objektive Belege für das christliche Evangelium bieten. Denn sie alle sind Menschen zuteil worden, die an Christus als den Sohn Gottes geglaubt haben oder durch sie zu diesem Glauben geführt worden sind.

DREI ARTEN DER GLAUBENSVERMEIDUNGEN

Das „orthodoxe“ Christentum¹⁰, also die Kirchen, die den apostolischen Glauben bekennen, wie er im nizänokonstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis formuliert ist (Christus ist eines Wesens mit dem Vater, Gott von Gott, und Mensch geworden), kennzeichnet die apostolische Sukzession und die sieben Sakramente mit einer häufigen Eucharistiepraxis. Diese beiden Kennzeichen (ununterbrochene Folge von Handauflegungen zur Weihe als leibliche Verbindung mit Christus und den Aposteln im Abendmahlssaal und leibliche Berührungen

⁹ Ausführlicher zu diesen Wundern: U.T.: Wunder – Wahrheit – Wirklichkeit. E&E 20, 2015, S. 7-26

¹⁰ Das sind die Römisch-Katholische, dann aber auch die verschiedenen Orthodoxen Kirchen und mit Einschränkungen auch einige Gemeinschaften der Reformation.

mit dem Auferstandenen in wirkmächtigen Heilszeichen) sind Folgen und zugleich Bekenntnis der Menschwerdung Gottes. Wie die blutflüssige Frau („Wenn ich auch nur sein Gewand berühre, werde ich geheilt.“ – Mt. 9, 21) glauben diese Christen, Jesus in den Sakramenten und Sakramentalien heilsam berühren zu können. In diesen setzt sich die „Fleischwerdung des Wortes“ fort (Vgl. Joh. 1, 14).

Dieser „Orthodoxie“ begegnen heute neben dem „harten Atheismus“ in der westlichen Welt im wesentlichen drei Versuche, den Glauben an Gott oder wenigstens an Christus als den Sohn Gottes zu vermeiden. Der Leser sehe es dem Verfasser nach, wenn er diese zugespitzt skizziert:

1. (Neo-)Arianismus¹¹

Die (Neo-)Arianer sagen: Es gibt Gott. Christus aber ist nicht Gott. Laßt uns gute Menschen sein wie er!

Der Arianismus entkernt das Evangelium: In Christus habe Gott nicht etwa unser menschliches Fleisch angenommen und sei darin gestorben; Christus sei vielmehr ganz einer von uns gewesen. In ihm sei nichts Göttliches gewesen – oder nur so viel Göttliches wie in uns allen. Er sei zwar zum Vorbild und Menschheitslehrer besonders auserwählt und gesegnet gewesen, besonders gut und weise, aber er sei gestorben wie wir und (leiblich) im Grab geblieben. Alles Göttliche an ihm, seine Wunder, sein Sühnetod und seine Auferstehung, sei nachträgliche Erfindung, um die Besonderheit dieses Menschen zu betonen. Der Arianismus drängt den menschengewordenen Gott sozusagen wieder zurück in das Jenseits.

Nach der Verurteilung der arianischen Lehre lebte diese in abgemilderter Form in orientalischen Kirchen fort. Der Islam ist mit dem Arianismus verwandt. Der vor allem nichtlutherische Protestantismus in seiner Zeichenarmut und praktischen

¹¹ Der Priester Arius (um 260-336) lehrte, daß Jesus nur ein besonders von Gott begabter Mensch gewesen sei. Seine Natur war ganz und ausschließlich menschlich; er war nicht Gottes Sohn, hatte keine göttliche Natur. Seine Lehre wurde 325 auf dem ersten Konzil von Nizäa verurteilt, das auch erklärte, daß Vater und Sohn „homousios“ = wesensgleich seien.

Sakramentslosigkeit steht dem Arianismus nahe, da die Menschwerdung Gottes zwar anerkannt wird, seit seiner Himmelfahrt aber zu einer reinen Glaubenserkenntnis (Erlösungsgewißheit) geronnen und sonst folgenlos ist¹².

Der arianische Glaube findet heutzutage bei großen Teilen der abendländischen Christen (unbewußt) Zuspruch, da er die „skandalösen“ Zumutungen des „orthodoxen“ Christentums eliminiert. Es wird Abstand gewonnen zum unzumutbar empfundenen Bild eines Gottes, der einem durch seine Menschwerdung doch etwas penetrant nahe gerückt ist, durch Wunder seine Allmacht auch über die Naturgesetze gezeigt und durch ein unappetitliches Selbstopfer die als unnötig angesehene Versöhnung der Menschheit gewirkt haben will. Göttliche Erlösung, Sühneopfer, Wunder und leibliche Auferstehung werden zurückgewiesen. Jesus wird auf seine moralischen Lehren und Taten reduziert. (Neo-)Arianer sehen daher in den Sakramenten nicht mehr als gesinnungs- und gemeinschaftsstärkende Erinnerungszeichen im Dienste der Humanität.

2. Agnostizismus

Die Agnostiker sagen: Wir können nicht wissen, ob es Gott gibt. Laßt uns gute Menschen sein!

Die Botschaft der Agnostiker ist von Lessings Ringparabel über die Freimaurerei bis zu Verfechtern einer „interreligiösen Ökumene“: „Wir können nicht erkennen, ob es Gott gibt. Der Streit um den richtigen Glauben hat schon zu vielen Kriegen geführt. Es scheint besser zu sein, die Frage nach Gott nicht zu stellen. Religion sollte, wie alle Erfahrung zeigt, Privatsache bleiben und ist – unter uns gesagt – doch eher etwas für un-

¹² Die (nichtlutherisch) protestantische Sicht auf die Menschwerdung Christi wäre dann in etwa dieses: Gott ist in Christus „nur einmal kurz“ auf der Erde gewesen, um das einmalige Sühneopfer zu vollbringen. Seitdem ist er wieder im Himmel, und es kommt seit dem nur noch auf den Glauben an – bzw. eine hoffentlich günstige Prädestination. Eine neutestamentliche, vom Alten Bund qualitativ verschiedene Anwesenheit Gottes (v. a. in den Sakramenten) gäbe es nach der Himmelfahrt Jesu nicht.

aufgeklärte ältere Damen und psychisch labile Mauerblümchen ...“

3. Irrelevantismus¹³

Die Irrelevantisten sagen: Die Frage nach Gott interessiert uns nicht. Laßt uns in Ruhe!

Den meisten Menschen in der „westlichen Welt“ scheint die Gottesfrage irrelevant und darum gleichgültig zu sein. Gott spielt für ihr Leben keine Rolle, außer vielleicht als ein Mittel unter vielen, auf das man in Notlagen zurückgreifen und danach ohne Konsequenzen weiterleben kann. Sie leben ganz im Diesseits und kommen damit gut klar: Sie vermissen das Jenseits nicht, hätten aber auch nichts dagegen, in den Himmel zu kommen. Der Gedanke an den Tod beunruhigt sie nicht, da sie ihn verdrängen.

AUFRICHTIG GLAUBEN HEUTE

Was heute in Glaubenssachen bleibt, ist die Entscheidung. Die meisten Menschen und auch Christen in der „aufgeklärten“ Welt werden nicht vom göttlichen Geheimnis überwältigt und erfahren die Wechselfälle des Lebens auch nicht als eindeutig von Gott gelenkt. Unser naturwissenschaftlich und psychologisch geschulter Geist wehrt sich gegen eine unkritische „Vereinnahmung von oben“. Auch dies ist übrigens eine Frucht der im letzten christlich geprägten Weltansicht der Aufklärung und sollte daher eher geschätzt als verurteilt werden. Wir kommen aufrichtigerweise dennoch nicht umhin, uns den Gotteserfahrungen der Alten, den Zeugnissen der Zeitgenossen Christi, den objektiv nachprüfbaren übernatürlichen Phänomenen der Kirchengeschichte und den persönlich-subjektiven Sinnerfahrungen zu stellen.

Man kann das schulterzuckend abtun und denken: Was hat das mit mir zu tun? Was ist damit gewonnen? Man verweigert so an irgendeiner Stelle das Weiterdenken. Man kann es aber auch wagen, wird dabei Zweifel behalten, die ja nach alter

¹³ Oder „Apatheismus“ – so Tomáš Halík: Der tote Gott. Die Rede des tolleren Menschen, Prolog. in: A. Grün, T. Halík, W. Nonhoff: Gott los werden, S. 20

Tradition für einen echten Glauben unerlässlich sind, und steht dann irgendwann vor der Entscheidung, die Knie zu beugen und die Erfahrung Gottes zu suchen und zuzulassen oder eben nicht.

Besonders „tapfere“ Vertreter der atheistischen wie der gottgläubigen „Seite“ werden ihr Ringen auch als etwas Inneres zu sehen lernen müssen. Für sie kann es hilfreich sein, sich zu fragen, welchen Gott (welches Gottesbild) sie eigentlich bekämpfen oder verteidigen und warum.

Von den Zeugnissen, Argumenten und übernatürlichen Phänomenen ist der Schritt ins Empirische und Existentielle zu tun: Christus spricht zum Mann mit der verdorrten Hand, bevor er ihn heilt: „Steh auf und stell dich in die Mitte!“ (Mk, 3, 3). Der Mensch und sein Heil sind entscheidend für den Glauben. Sich bloß einem höheren Wesen zu unterwerfen oder Dogmen unkritisch zu übernehmen, ist rationalen Wesen nicht zuzumuten und modernen Menschen nicht zu vermitteln. Soll der Glaube für den Menschen wertvoll und lebbar sein, muß er sich als für ihn heilsrelevant erweisen. Er muß etwas Gutes davon haben. Dieses Gute ist letztlich immer *der* Gute, Gott selbst. Was heißt das aber konkret im Leben? Es wird letztlich immer etwas *erfahrbar* Lebendiges, Heilsames und Lebendigmachendes sein (müssen).

Epilog

Der in kommunistischer Zeit im Untergrund zum Priester geweihte Tomáš Halík, Professor für Soziologie an der Prager Karlsuniversität, schreibt in einer Betrachtung von Nietzsches „Rede eines tollen Menschen“: „Erst am Ende der Erzählung provoziert der tolle Mensch nach den konventionellen Atheisten auch konventionelle Gläubige, die nicht wissen, daß ihre Kirchen nur Gräfte und Grabmäler eines toten Gottes sind. Vielleicht ähneln sich diese beiden Gruppen von selbstsicheren Menschen – denn die selbstsicheren Ungläubigen, aber auch die selbstsicheren Gläubigen suchen Gott nicht“¹⁴. Dann zitiert er aus Nietzsches „Also sprach Zarathustra“: „Oh Zarathustra,

¹⁴ Tomáš Halík, Prolog: Der tote Gott. Die Rede des tollen Menschen, S. 13

du bist frömmer, also du glaubst, mit einem solchen Unglauben! Irgendein Gott in dir bekehrte dich zu deiner Gottlosigkeit. Ist es nicht deine Frömmigkeit selber, die dich nicht mehr an einen Gott glauben läßt?“ und fährt später fort: „Sucht vielleicht Nietzsche, dieser weise Verrückte und törichte Weise, der „Frommste unter den Gottlosen“, nach dem Tod des alten Gottes einen solchen Gott, der nicht verbindet, sondern löst, der den Menschen zu Mut, zu schöpferischer Kraft und Verantwortung befreit? (...) Er sehnte sich nach einem Gott, der der Ganzheit der Wirklichkeit gerecht würde, den Paradoxien des Lebens, nicht nur der begreiflichen Welt des Tages, sondern auch ihrer dunklen und tragischen Seite“¹⁵.



MANUEL ALBERT FRIEDEMANN

TEMPUS FUGIT
**Der ursachenlose Schöpfer als Erschaffer von Raum
und Zeit**

VOM KREATIONISMUS ALS MENSCHENWERK

Sie konnte nicht vergehen, die Zeit jüngster Jahrzehnte, ohne die Herausgabe eines populärwissenschaftlichen Machwerks mit sich führen zu müssen, das suggerierte, Gott habe die Welt vor wenigen Tausend Jahren erschaffen, Dinosaurier hätten zeitgleich mit den Menschen gelebt oder die Evolutions-

¹⁵ ebd. 16f.

theorie sei das unausgelegene Stückwerk ausgewiesener Antichristen. Im „Creation Museum“ in Petersburg, Kentucky, wird den Besuchern gar die ganze Fülle an kreationistischer Welt-sicht präsentiert. Hier wird umständlich versucht, die Gesetzmäßigkeiten der Lichtgeschwindigkeit nach Gutdünken zu umgehen, um im museumseigenen Planetarium Objekte zu erklären, die Millionen von Lichtjahren und damit ebenso viele Jahre von uns entfernt liegen. Dort beobachtet eine Vegetarier-Tyrannosaurus Adam und Eva beim Bad und werden „Missing Links“ als Widerlegung sämtlicher evolutionärer Vorgänge und der Genetik als Ganzen herangezogen.

So grotesk dies und vieles mehr auch klingen mag, die Apologeten dieser Strömung – Kreationisten, oder Intelligent Design-Anhänger genannt – berufen sich fortwährend auf Fragmente verschiedener Wissenschaftszweige. Viele der angesprochenen Behauptungen und deren noch mehr stützen sich auf die Annahme, die C14-Messung (Radiokarbonmethode) sei aufgrund stark veränderlicher Umweltfaktoren sehr unzuverlässig. Bei dieser Methode zur Bestimmung des Alters eines zumeist organischen Fossils wird der Zerfall der radioaktiven Kohlenstoff-Isotope (C14) gemessen. Daß sich etwaige Ungenauigkeiten im unteren einstelligen Prozentbereich bewegen und Schwankungen im C14-Gehalt der Atmosphäre auch durch andere gut erfaßbare Evidenzen bekannt sind, wird hierbei geflissentlich ignoriert oder gar ganz bestritten. So kann ein archäologisches Fundstück, welches auf circa 55.000 Jahre datiert wurde, gut und gern nur 53.000 Jahre alt sein. Logisch und wissenschaftlich unhaltbar wäre die Behauptung, daß es jedoch lediglich aus der frühen Bronzezeit stammen sollte – um in die wörtlich (un)verstandene Schöpfungsgeschichte zu passen. Nur weil eine Methodik oftmals mit einer gewissen Fehlertoleranz verbunden ist, heißt das noch lange nicht, daß diese quasi unendlich hoch sein kann, wenn es gerade passend erscheinen mag, etwas Derartiges zu behaupten. Selbst Fehlertoleranzen folgen bestimmten Gesetzmäßigkeiten. Sie derart zu verallgemeinern ist unseriös.

Als methodisch oder gar logisch begründbar kann man dieses Gedankensystem wahrlich nicht bezeichnen. Wie sollten diesem Anspruch die Thesen der sogenannten Kreationisten

auch genügen, wird doch immer wieder gegen die Grundregel wissenschaftlicher Empirie verstoßen – die Theorie muß den vorliegenden klar ersichtlichen Daten angepaßt werden. Auch als Logismus *a priori* kann man nur wenige dieser Thesen gelten lassen, denn auch das erfordert ergebnisoffene Denkarbeit. Ziel der Kreationisten scheint es zu sein, die in unseren allzu menschlichen Worten wörtlich verstandene Schöpfungsgeschichte der Genesis mit Naturwissenschaft auf Biegen und Brechen in Einklang zu bringen. Diesem vermeintlichen Einklang wird nur leider jedes empirische, deduktive und induktive Prinzip geopfert; eben jene wesentlichen Grundlagen von Wissenschaft und Philosophie, die Denkarbeit sowie praktische Experimente erst möglich und zielführend machen. Wissenschaftliche Erkenntnisse werden hier bestenfalls selektiv in Anspruch genommen um sie in die bestehenden Postulate des Kreationismus einzubinden.

An dieser Stelle soll der Begriff „Kreationismus“ unter die Lupe genommen werden. Dieser vom lateinischen „*creatio*“ stammende Begriff bezeichnet im eigentlichen Wortsinn die „Lehre von der Schöpfung“. An sich eine rühmliche und für Christen, Muslime und Juden auch verbindliche Sache. Wohl kaum ein Christ wird der Annahme abhold sein, Gott sei die Ursache des Universums, also Schöpfer desselben und aller darin vorkommenden Geschöpfe. Nur: Wie verhält es sich wiederum mit der aus dem Griechischen stammenden Endung „-ismus“? Freilich ist dieses kleine Suffix für vieles zu gebrauchen. Häufig wird es interpretiert als Synonym für eine spezielle Lehre, politische Orientierung oder eine philosophische Strömung, so wie bei Katabolismus, Liberalismus oder Historizismus. Auch findet es sich in einem quasi wertenden Begriff wieder: wie Dilettantismus, wenn zum Exempel ein naturwissenschaftlich geschulter Autor sich allzu sehr im Linguistischen zu verlieren droht. Sei es drum. Im vorliegenden Sachverhalt impliziert es eine Lehre oder auch ein Dogma, dem sich alle Fakten unterzuordnen haben.

Von der Vorstellung der Kreationisten, Gott hätte uns zwar Vernunft und die Fähigkeit zum logischen Denken gegeben, verlange aber unsere Mißachtung dieser Begabung, falls wir im Konflikt mit vorgefaßten Dogmen stehen, möchte sich der

Autor ausdrücklich distanzieren. Liegt hier nicht gerade im erweiterten Kontext ein Fall vor, den Paulus in seinem ersten Brief an die Thessalonicher gemeint haben könnte, wenn er sagt: „Prüft alles, und behaltet das Gute!“ (*I. Thess. 5,21 EÜ*)?

Bei all diesen Versuchen, die Genesis in ein für uns Menschen allgemeinverständliches naturwissenschaftliches Gerüst zu integrieren übersieht man doch diejenigen Möglichkeiten, welche die moderne Naturwissenschaft tatsächlich bietet, um Gott im Rahmen des eigenen Verstandes näherungsweise zu erfassen. Die Forschungen im Bereich der theoretischen Physik und Astronomie haben im letzten Säkulum beachtliche Einsichten in die uns umgebende Realität ermöglicht und auch eine Vorstellung dessen vermittelt, welche Prozesse außerhalb unserer Alltagswahrnehmung ablaufen. So wollen wir einmal den Versuch wagen, die Fragen nach der Zeit vor dem Urknall und der Ursache des Schöpfers aus physikalischer Sicht zu beleuchten, anstatt uns mit vegetarischen Dinosauriern und seltsamem Halbwissen abzugeben.

Die Frage nach dem Schöpfer, welcher laut gängigem Logismus doch selbst nicht ursachenlos sein kann, wenn er Universum und uns Menschen selbst als Ursache dient, ist uralte und immer schon Kern aller möglichen philosophischen Debatten. Zu Beginn der biblischen Schöpfungsgeschichte kommt die Sprache auf einen Anfang und in Form der sieben Schöpfungstage auch auf sich bewegende Zeit. Im Anfang unseres Universums schuf Gott Himmel und Erde. Das impliziert: Gott war als dessen Ursache selbstverständlich schon existent. Das Wesen der Zeit zu erleuchten scheint hier aus naturwissenschaftlicher Sicht der notwendige Schritt, um sich der Antwort auf das Problem des ursachenlosen Schöpfers zu nähern. Dabei können wir hoffentlich vermeiden, in die geistigen Fettnäpfchen der Kreationisten zu treten, und bemüht sein, niemals Glaube mit Naturwissenschaft zu verwechseln – in der Annahme, der Glaube an Gottes Allmacht müsse vom Menschen mit empirischen Beweisen erhärtet werden. Wozu wäre dann der Glaube noch nötig?

VON DER RELATIVITÄT DER ZEIT

Zeit genießt unter uns Menschen als Dimension unseres Alltagserlebens eine absolute Stellung. Einzig unsere subjektive Wahrnehmung läßt die absolute Zeit etwas relativer erscheinen. Langweilen wir uns, scheint die Zeit nicht „vergehen“ zu wollen; sind wir inspiriert, „vergeht“ sie scheinbar im Fluge. Diese differentielle Wahrnehmung des „Vergehens“ von Zeit hängt von rein psychologischen Faktoren ab. Bei für uns anregenden Stimulanzien bekommt der Geist viel zu tun, wir haben also keine Zeit um uns über die Zeit Gedanken zu machen. Langweilt man sich allerdings, sind wir vom „Vergehen“ der Zeit förmlich besessen, schauen unablässig auf die Uhr und legen unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Zeit, ohne die Ereignisse zu beachten welche in der Zwischenzeit geschehen. Der Terminus „Vergehen“ weist hier allerdings nur darauf hin, daß Ereignisse, deren Abfolge wir zeitlich erfassen können, ihren Lauf nehmen, und lagen sie doch zuerst in der Zukunft, sind sie nach ihrem Eintreten schon wieder „vergangen“.

« Aber die Physik hat es doch mit der Beschreibung aller Erscheinungsformen zu tun, nicht nur derer, die uns durch den Bewegungssinn, sondern auch derer, die uns durch den Muskelsinn, den Temperatursinn, den Farbensinn usw. vermittelt werden, und dementsprechend sind die fundamentalen physikalischen Begriffe direkt aus den speziellen Sinnesempfindungen abzuleiten. Exakt messen können wir zwar eine Temperatur ebensowenig durch den Temperatursinn wie eine Kraft durch den Muskelsinn oder eine Farbnuance durch den Farbensinn, weil dazu die Schärfe unserer Sinnesempfindungen nicht ausreicht, sondern wir müssen uns zur Erreichung dieses Zweckes nach anderen Erscheinungen umsehen, die erfahrungsgemäß mit den genannten Empfindungen in einem notwendigen Zusammenhang stehen ... » (Planck, Max: *Das Prinzip der Erhaltung der Energie*. B. G. Teubner Verlag, II. Auflage, Leipzig und Berlin, 1908, S. 171)

Max Planck verstand die Zweckmäßigkeit der Physik darin, allen den menschlichen Sinnen zugänglichen Erscheinungsformen auf den Grund zu gehen, ohne dabei einzelne hiervon prinzipiell zu bevorzugen. Wenn die Zeit und ihr „Vergehen“ als eine Erscheinungsform unserer Wahrnehmung unseren

Sinnen zugänglich ist, zählt sie im Sinne Plancks eben zu diesen fundamentalen physikalischen Begriffen. Als sich wenige Jahre später Einsteins Relativitätstheorien langsam durchzusetzen vermochten, wurde klar, daß auch die Erscheinungsform der Zeit durch ihre Relation zu anderen Erscheinungen, die wir sinnlich erfassen können, näher zu beschreiben ist. Wie das oben erwähnte Exempel der relativen Wahrnehmung illustriert hat, sind die zuweilen recht sinnentrückten Eigenschaften der Zeit, mit denen wir uns befassen wollen, deshalb Erscheinungsformen im Sinne Plancks, da sie auf ihre wesentlichen Eigenschaften hin auch auf unsere Alltagserfahrung komprimierbar erscheinen.

Ansonsten scheint Zeit – gerade weil wir sie mittels Uhren zu messen vermögen – ein erstaunlich präzises und sich immer gleichmäßig verhaltendes Phänomen zu sein. Daß die heterogene Wahrnehmung der Zeit einzig auf unseren Geist zurückzuführen ist, scheint uns dabei sehr bewußt. So präzise wie es erscheint, fließt die Zeit allerdings nicht vor sich hin. Ihren Fortgang beeinflussen im Wesentlichen in unserem Universum zweierlei Faktoren: Geschwindigkeit und Gravitation – beide allerdings nur in ihren extremsten Ausprägungen.

Extreme Geschwindigkeit

Begäbe sich einer von zwei eineiigen Zwillingen auf eine Weltraumreise und sein Bruder bliebe auf der Erde, böte sich die einzigartige Möglichkeit, die Relativität der Zeit auf äußerst maßgebliche Weise zu illustrieren. Nehme man zum Zwecke dieses Gedankenexperiments einmal an, der raumfahrende Zwilling reise mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von $0,8 c$ ($\frac{4}{5}$ der Lichtgeschwindigkeit) zum nächstgelegenen Sternensystem Alpha Centauri. Logischerweise könnte man davon ausgehen, daß eine solche Reise von etwa vier Lichtjahren bei $0,8 c$ – Abbrems- und Beschleunigungsphasen sind zu ignorieren – circa fünf Jahre pro Strecke, also zehn Jahre bis zur Rückkehr auf die Erde in Anspruch nehmen sollte. Und genau so würde es der irdische Zwilling auch wahrnehmen. Nach zehn Jahren kehrt sein Bruder zurück aus dem All. Subjektiv vielleicht, objektiv ganz gewiß

wird beiden Brüdern auffallen, daß sie in den letzten Jahren nicht mehr in temporaler Gleichzeitigkeit existiert haben. Der Uhren- und Kalendervergleich beweist: der raumreisende Bruder ist ganze vier Jahre weniger gealtert – seine Zeitmesser zeigen an, daß nur sechs Jahre seit seinem Aufbruch von der Erde vergangen sind und nicht zehn, wie für seinen irdischen Zwilling.

Dieses Phänomen nennt man Zeitdilatation. Für ein bewegtes Objekt vergeht die Zeit langsamer im Vergleich zu einem unbewegten Objekt. Beide Objekte befinden sich in ihrem jeweils eigenen Inertialsystem. Hier kommt die Einsteinsche Verknüpfung von Raum und Zeit zum Tragen. Es ist unmöglich, den Raum zu manipulieren, ohne die Zeit gleichermaßen zu beeinflussen. Bei einer solch schnellen Reise durch das All geschieht die Manipulation des Raumes, indem mittels eines Raumschiffs eine große Distanz in einer bestimmten Zeit zurückgelegt wird. Zu diesem relativistischen Phänomen kommt noch ein weiteres hinzu, welches sich auf die zurückgelegte Wegstrecke bezieht. Denn wenn der raumreisende Zwilling bereits nach sechs Jahren von seinem Abenteuer zurückkehrt – der Abstand zwischen Erde und Alpha Centauri jedoch eine zehnjährige Reise erfordert – hat er offenbar auch weniger Distanz zurückgelegt, als eigentlich nötig schien. So krümmen hohe Geschwindigkeiten nicht nur die Zeit, sondern aufgrund der raumzeitlichen Struktur des Universums auch den Raum, und es kommt zur sogenannten Längenkontraktion. Aus der Sicht des irdischen Bruders ist sein weltraumreisender Bruder also mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit größer als c geflogen. Dies war aus Sicht des Inertialsystems „Raumschiff“ jedoch zu keiner Zeit gegeben. Für sich genommen ist c immer konstant, in Relation zwischen einem bewegten und einem unbewegten Objekt kommt es hier jedoch zu einem subjektiven Paradoxon.

Bereits hier wird klar ersichtlich, daß Objektivität nur in geschlossenen, unbewegten oder gleichförmig beschleunigten Bezugssystemen gegeben sein kann. Zeit vergeht oder „fließt“ innerhalb unserer meßbaren Realität immer, jedoch hängt ihre subjektive Geschwindigkeit von bestimmten Inertialsystemen und ihrer Relation zueinander ab. Extrem hohe Geschwindig-

keiten vermögen uns einen Einblick in die Natur der Zeit zu geben, wie sonst nur die extremsten Formen der Anziehungskraft.

Extreme Anziehung

Die Gravitation ist schon ganz allgemein betrachtet ein beachtliches Ding. Bewirkt dieselbe Kraft einerseits, daß sich die Planeten in ihren Umlaufbahnen um die Sonne halten, kann ich sie andererseits mittels der äußerst überschaubaren Kräfte meines Armes doch spielend überwinden, indem ich meinen Federhalter aufhebe. Viele Theoretiker hoffen gar darauf, daß die Gravitation und ihr Trägerteilchen, das Graviton, als der vielversprechendste Kandidat für die vereinheitlichte Feldtheorie, die mathematisch elegante Verknüpfung zwischen den beiden bestimmenden Lehren der theoretischen Physik ermöglichen könnte – von Gravitationslehre und Relativistik auf der einen und Quantentheorie auf der anderen Seite –, eben weil die Gravitation derart leicht die Grenzen zwischen den einzelnen Fundamentalgesetzmäßigkeiten zu überwinden vermag und sich ihre Kraft nach den jeweils vorherrschenden Inertialsystem richtet.

In Bezug auf ihrer Koexistenz mit der Zeit gelingt es der Gravitation ebenso zu verblüffen. Die Faustregel lautet hier: Je näher man sich am Zentrum des massereichsten und damit anziehungsstärksten Objekts im lokalen Raum befindet, desto langsamer fließt die Zeit. Der Dimension unseres Denkens angepaßt kann man diesen Effekt illustrieren, indem man sich den Raum als ein gespanntes Tuch vorstellt, in das eine Kugel gelegt wird. Da der menschliche Verstand sich vierdimensionale Phänomene schwer vorzustellen vermag, ist die Dicke des Tuches zu ignorieren und somit von einer quasi 2+1-dimensionalen Raumzeit auszugehen – der Quintessenz des Gedankenexperiments tut dies keinen Abbruch. Ein gespanntes Tuch wird somit, wenn es durch eine Kugel belastet wird, eine Delle bekommen. Soweit scheint unser lokaler Raum des erdnahen Gebiets rekonstruiert. Die Erde krümmt den sie umgebenden Raum somit auf einer bestimmten Ebene. Nun benötigt man noch ein Hilfsmittel, um die sich geradlinig aus-

breitende Zeit darzustellen. Da genügt ein Stück Schnur, das auf dem gespannten Tuch plaziert wird. Mißt man die Länge der Schnur vom einen Tuchende zum gegenüberliegenden, wenn sie neben der „Raumdelle“ liegt, gelangt man zum Ausgangswert der Distanz, welche die Zeit in unserem Experiment zurücklegen muß, um vom einen zum anderen Punkt zu gelangen. Verschiebt man nun aber die Schnur und läßt man sie nah zur Mitte des Tuches in die durch die Kugel entstandene Krümmung sinken, ergibt sich eine höhere Gesamtlänge und damit verbunden eine größere Distanz, welche die Zeit zurücklegen muß, um sich auszubreiten. Dieses Phänomen tritt recht deutlich bei der Ausbreitung von Licht zu Tage. Bei der Beobachtung ferner Sterne kommt es zum Exempel zum sogenannten Gravitationslinseneffekt. Hier beobachtet man zuweilen, daß sich ausbreitendes Licht, wie es von einem Stern ausgesendet wird, auf seinem Weg in die Linse der irdischen Teleskope einige Hindernisse zu überwinden hat. Wenngleich sich das Licht auch linear ausbreitet, unterliegt es beim nahen „Vorbeiflug“ an massereichen Objekten einem Effekt, der es zwingt, einen Umweg zu nehmen. So entsteht von der irdischen Perspektive aus betrachtet sowohl eine räumliche Verschiebung zur tatsächlichen Lichtquelle als auch eine fälschlich hoch anzunehmende scheinbare Entfernung. Durch den Linseneffekt des Gravitationsbereiches massereicher Objekte innerhalb der Flugbahn des Lichts erhöht sich auch die Distanz, welche es zurücklegen muß, um eine definierte Strecke zu überwinden. Wenn besagter Gravitationslinseneffekt von Astronomen festgestellt wird, müssen die Meßergebnisse zur Entfernung und zum Ausgangspunkt der Lichtquelle unter Einbeziehung der Größe und Masse des „Störobjekts“ supprimiert werden.

Am krassesten verdeutlicht sich der „zeitbeugende“ Effekt der Gravitation an den extremsten Gravitationsquellen unseres Universums: den sogenannten Singularitäten. Singularitäten kann man als Gebiete der physikalischen Gesetzlosigkeit begreifen, in denen alle ansonsten meßbaren Größen nicht mehr in logische Verhältnisse zueinander zu setzten sind. Der prominenteste Vertreter dieser anarchischen Systeme ist das „Schwarze Loch“. Schwarze Löcher sind zumeist aus Sternen

entstanden, welche gegen Ende ihres Lebenszyklus den Großteil ihres Wasserstoffes in Helium fusioniert haben und dann aufgrund des gestiegenen Drucks und extremster Hitze beginnen, die höheren Elemente zu bilden. Wenn dann eine kritische Masse erreicht ist, stößt der Stern die leichten und damit flüchtigeren Element von sich – wir nennen diese Sternexplosionen Supernovae. Wenn die Supernovae vergehen, entstehen – vorausgesetzt, der Stern hatte eine ausreichend hohe Masse – aus den unter dem enormen Druck implodierten hohen Elementen die Schwarzen Löcher. Diese kann man sich als eine Art extreme Beugung eines relativ begrenzten Bereichs der Raumzeit vorstellen. Eine kleine, aber extrem schwere Kugel hinterläßt, im hypothetischen Tuch unseres obigen Gedankenexperiments, eine viel tiefere, wenn auch weniger ausgedehnte Delle als eine relativ leichte, größere Kugel. Die Krümmung des Raumes, die ein Schwarzes Loch erzeugt ist jedoch so extrem, daß keine Materie, auch nicht in Form von Energie oder Information, diesem noch entkommen kann. Die enormen Gravitationskräfte dieser Art von Singularitäten sorgen dafür, daß selbst Photonen, welche das Licht vermitteln, dem Sog des Giganten nicht entgehen können. Innerhalb unseres Gedankenexperiments vom gespannten Tuch kann man sich nun vorstellen, daß die Delle, welche von einem sehr kleinen und ebenso schweren Objekt erzeugt wird, so tief ist, daß die Schnur, wird sie darübergelegt, im Nu vollständig darin verschwindet. Weshalb entspricht nun das Licht ebenso der Schnur, wie die Zeit es tut? Diese beiden Phänomene sind im beschriebenen Experiment Entsprechungen voneinander, denn das Licht folgt wie alles andere, was sich in unserem Universum fortbewegt, der temporalen Kausalität. Die Photonen des Lichts benötigen einen definierten und nach oben hin begrenzten Zeitraum, um im Raum vom einen Punkt zum nächsten zu gelangen. Dadurch, daß sich Zeit nur in Bezug auf die Abfolge von Ereignissen meßbar machen läßt, ist mit der Fortbewegung der Photonen des Lichts kausal immer auch Zeit, die vergeht, impliziert.

Die wahre Grenzerfahrung folgt aber noch. Der erwiesenen Annahme folgend, daß Zeit durch Gravitationskräfte verlangsam wird, erreicht dieser Effekt aus der Sicht eines äußeren

Betrachters im Gravitationsfeld eines Schwarzen Loches seinen denkbaren Höhepunkt. Zeit und damit alle Abläufe, welche durch sie definiert werden können, verlangsamen sich beim Sturz ins Schwarze Loch, gemäß der vormals erwähnten Zeitdilatation, bis zu einem singulären Punkt, an dem dann der Ablauf der Zeit nicht mehr festzustellen ist: die Zeit steht still. Daß es ein „nach“ diesem Nullpunkt gibt und der Zeitpfeil begänne, sich negativ auszubreiten, wäre gegebenenfalls eine nähere Überlegung wert, welche später nochmals aufgegriffen werden soll.

Im übrigen, der neulich erfolgte und vom Nobelkomitee gewürdigte Nachweis von Gravitationswellen, wie er Thorne, Barish und Weiss von der LIGO-Kollaboration gelungen ist, schlägt erstmals eine praktisch verifizierbare Brücke zur Theorie der Vereinbarkeit der beiden Hauptzweige der Theoretischen Physik und damit zu einer einheitlichen Feldtheorie, welche das Ziel hat, alle Wechselwirkungen der einzelnen Massen- und Energiefelder zusammenzufassen. Dies dient auch der Untermauerung der oben stehenden Phänomene von Längenkontraktion und Zeitdilatation. Auch hier kommt der bekannte Welle-Teilchen-Dualismus zum Tragen – er besagt, daß nicht nur Licht die Eigenschaften vereint, einerseits aus Teilchen zu bestehen und andererseits sich im bewegten Konvolut wellenartig zu verhalten. Die Gravitonen erzeugen demnach ein Feld, das Gravitationskraft vermittelt. Kommt es bei bewegten Massen wie dem ultraschnellen Raumschiff unseres Astronauten-Zwillings zur Bildung solcher Gravitationswellen, zeigen eben diese auf, wie der Raum – und damit auch die Zeit – lokal derartig gekrümmt werden können, daß ein Objekt aus der Sicht eines unbewegten Beobachters schneller als das Licht zu reisen vermag. Die zurückzulegende Distanz verringert sich aufgrund der durch die Gravitationswellen erzeugten Raumkrümmung, und somit bleibt c konstant, auch wenn es für den stillstehenden Zwilling so wirkt, als sei sein Bruder schneller als das Licht gereist. Der Brückenschlag zur Quantentheorie scheint da nicht mehr weit.

Im Allerkleinsten ticken die Uhren anders

Die Zeit und damit unsere gemeine Vorstellung von Kausalität hängen ab von unserer Alltagserfahrung. Dank ihr erkennen wir, ob ein Mann über- oder unterdurchschnittlich groß ist und ob ein Produkt unserer Größenvorstellung entspricht, wenn es neben einer uns bekannten Münze fotografiert wird. Unser Geist vergleicht unablässig eines mit dem anderen, um sich mittels dieser Relationen zu orientieren und Strukturen zu bilden, mit denen wir einen Bezug zu bereits Bekanntem herstellen können. Wenn man es aber mit Größen im Allerkleinsten zu tun bekommt, funktionieren weder Größenrelationen noch temporale Kausalität in gewohnter Art.

Man definiert die Größenordnung von 10^{-35} m – die sogenannte Planck-Länge – als den Bereich, in dem Quanteneffekte maßgeblich werden und die Newtonsche Physik – somit auch die Relativitätstheorien – ihre Gültigkeit verliert. Da dieser Bereich experimentell bisher kaum erschlossen ist, liegt die Formulierung einer vereinheitlichten Feldtheorie im allergrößten Interesse der Physiker, die imstande ist, die quantenmechanischen Effekte dieser raumzeitlichen Region vorherzusagen, ohne damit weiterhin in Konflikt mit den Paradigmen der Newtonschen und Einsteinschen Mechanik zu geraten.

Klar scheint, daß weder die menschliche Alltagserfahrung noch die Vorhersagen der beiden Relativitätstheorien greifbar machen können, was bisher über diesen Bereich in Erfahrung gebracht werden konnte. Eines dieser scheinbar schwer erklärlichen Phänomene zeigt sich in der Unschärferelation des Werner Heisenberg. Sie besagt, daß zeitgleich nur eine meßbare Größe eines Teilchens exakt bestimmt werden kann. Eine zweite kann zu diesem Zeitpunkt alle möglichen Werte und Eigenschaften besitzen. Mißt man die zweite Eigenschaft, verhält es sich mit der ersteren umgedreht genauso. Das Teilchen wird somit in gewisser Weise selbst zu einem singulären Objekt. Da Teilchen in allen Fällen relativistische Objekte sind und damit oberhalb der Planck-Länge angesiedelt werden müssen, wird hier erneut die Koexistenz dieser beiden Welten der Realität offenbar. Ein Teilchen ist zwar ein relativistisches Phänomen, aber von quantenmechanischer, das heißt wellen-

artiger Erscheinung, wenn es im bewegten Konvolut auftritt oder beispielsweise sein Impuls exakt gemessen werden soll, währenddessen man bemüht ist, es exakt zu lokalisieren. Dieses Prinzip der Komplementarität nimmt in der Unbestimmtheit der zweiten Observable zu, je größer die Bestimmtheit der ersten wird. Nach dem Prinzip der Superposition ist im quantenmechanischen Mikrokosmos sogar eine Überlagerung oder Umkehrung kausaler Zusammenhänge möglich. Ursache und Wirkung können hier scheinbar zeitgleich oder eben auch im Wechsel eintreten. So kann es aufgrund der Unbestimmbarkeit von differenzierbaren Observablen auch geschehen, daß eine Wirkung *post hoc ergo propter hoc* zu ihrer eigenen Ursache wird.

Mir scheint hier der Rahmen für eine kleine eigene Spekulation gegeben, indem ich im Lichte dieser Beschreibung der Komplementarität und der Superposition die oben erläuterten Singularitäten wieder aufgreife. Wenn Schwarze Löcher über ihre ganze Existenz hinweg sämtliche sie umgebende Materie verschlucken, wohin mit dieser ganzen Energie? Bereits erwiesen scheint, daß es trotz der beschriebenen Eigenschaften fortwährend zu einem Energie- und damit auch Masseverlust bei beobachtbaren Schwarzen Löchern kommt. Das heißt, ihre Masse nimmt in Relation zum Materienachschub nicht immer gleichförmig zu. Der britische Physiker Stephen Hawking postulierte hier die Hawking-Strahlung, eine hypothetische Wärmestrahlung, die dem Ereignishorizont des Schwarzen Loches dann doch entkommen kann. In Anbetracht der beschriebenen quantenmechanischen Effekte paßte wohl die These, daß der beschriebene Nullpunkt, an dem die Zeit im Inneren der Singularität aufhört zu fließen, nicht das Ende der Reise der absorbierten Materie sein muß. Im Sinne der umgekehrten Kausalität: Könnte es möglich sein, daß die in ihre Bestandteile zerlegte Energie, an diesem Nullpunkt angekommen, umgekehrt in der Zeit beschleunigt wird und damit unter diesen extremen Bedingungen negative Zeit zum Tragen kommt? Würde rein hypothetisch von dieser Reise in die Vergangenheit ausgegangen, gibt es nach knapp vierzehn Milliarden Jahren Reise nur einen Ort-Punkt, an dem die Energie

enden kann, da es zu diesem Zeitpunkt nur einen Ort gab. Ja, das Universum war damals nur ein Ort extrem verdichteter Energie. Die dem Urknall vorangesetzte Anfangssingularität barg sämtliche Rohenergie, die wir heute im Kosmos vorfinden. Die Singularitäten der Gegenwart und Zukunft könnten also die Rohenergie liefern oder geliefert haben – ganz nach linguistischem Geschmack – um die Anfangssingularität zu bilden. So könnte das gegenwärtige Universum mit all seiner Energie und Masse *post hoc ergo propter hoc* seine eigene Ursache sein.

Nachdem nun ein Einblick in die Definition von Zeit gegeben wurde und erörtert wurde, inwiefern sie lediglich durch ihre Relation zu anderen Strukturen und Größen real zu sein scheint, gilt es zu klären, inwieweit ein Schöpfer in diese relative temporale Kausalität zu integrieren sei.

„VOR“ DEM URKNALL

In der Frage zum Anfang des Universums gilt es logischerweise, dessen Ursprung zu beleuchten. Wenn der Kosmos einen Startpunkt und eine Startzeit besitzt, muß doch etwas vor diesem großen Knall gewesen sein, irgend etwas fest Terminier- und lokal Bestimmbares. Der Schöpfer sollte sich doch vor der Erschaffung des Kosmos an irgendeinem Punkt involviert und damit jenen Prozeß in Bewegung gebracht haben, der uns heute ermöglicht, solcherlei Fragen überhaupt zu stellen! Wenn wir dies annehmen – woher stammt der Schöpfer und wie lange existiert er schon?

„Ich bin das **Alpha** und das **Omega**, spricht Gott, der Herr, der **ist** und der **war** und der **kommt**, der Herrscher über die ganze Schöpfung.“ (*Offenbarung 1,8 EÜ*).

Im hier zitierten ersten Kapitel der Offenbarung des Johannes spricht der Herr von sich selbst als Alpha und Omega. Dies impliziert, daß er Anfang und Ende ist. Zudem beschreibt er sich als Derjenige, der **ist** und **war** und **kommt**. Aus physikalischer Perspektive sticht hier klar ein temporaler Sachverhalt hervor. Wenn Gott IST, dann bezieht sich das auf seine Präsenz in der Gegenwart, wenn er WAR, dann auf seine Existenz

in der Vergangenheit und wenn er dann KOMMT, muß die Zukunft gemeint sein. Durch diese Beschreibung in Kombination mit der Annahme, daß er den Zeitpfeil nicht nur vor Augen hat, sondern auch dessen Anfang und Ende ist – seine Ursache sowie seine Wirkung –, kommt doch klar zum Ausdruck, daß der Herr dem Fluß der Zeit offenbar nicht unterworfen ist, anders als seine Schöpfung. Gott beherrscht demnach seine Schöpfung, und diese ist ihrer Natur nach kein rein räumliches, sondern ein raumzeitliches Gebilde. Wenn Gott den Raum, also sämtliche Materie und Energie des Universums geschaffen hat und beherrscht, dann beherrscht er ebenso die Zeit und ist als Ursache derselben zu begreifen.

Auch Christus bedient sich ähnlicher Worte im gleichen Buch, wenn er sagt: „Fürchte dich nicht! Ich bin der **Erste** und der **Letzte**“ (*Offb. 1,17b EÜ*). Oder über Christus gesprochen: „So spricht Er, der **Erste** und der **Letzte**, der tot war und wieder lebendig wurde“ (*Offb. 2,8b EÜ*). Wenn dann am Ende der Offenbarung und damit zum Ende der ganzen kanonischen Bibelaufzeichnung gesagt wird: „Siehe, ich komme bald, und mit mir bringe ich den Lohn, und ich werde jedem geben, was seinem Werk entspricht. Ich bin das **Alpha** und das **Omega**, der **Erste** und der **Letzte**, der **Anfang** und das **Ende**.“ (*Offb. 22,12-13 EÜ*) wird die Wesensidentität von Gott und Christus über die ganze Schöpfung und damit über Raum und Zeit gesetzt. Da der Herr allein von Anbeginn der Zeit an das ganze Universum überblickt, kann auch nur er allein darüber verfügen. Und: Nur er ist dazu in der Lage, seine Schöpfung zu beurteilen und zu über sie zu richten.

Wenn man sich des Axioms klar ist, daß der Anbeginn des Universums mit dem Anbeginn der Zeit gleichgesetzt werden muß, wird die Frage nach dem „Vorher“ obsolet. Es gab nicht „Nichts“ vorher, sondern ein „Vorher“ gab es nicht. Mit der Expansion der Anfangssingularität begannen die Relationen und kausalen Vorgänge erst zu geschehen, welche das „Vergehen“ von Zeit definierbar machen. Ein „Vorher“ im physikalischen Sinne kann daher ausgeschlossen werden. Tempus fugit – jedoch erst seit Anbeginn der Zeit.

Der Schöpfergott ist also als Wesen außerhalb von unserem 3+1-dimensionalen Raumzeitgefüge anzusehen, welcher jene

Naturkräfte, die alle Vorgänge innerhalb des Universums erst möglich machen, ebenso erschaffen hat, wie er uns befähigt hat, über dergleichen Fragen zu sinnieren. Die Bindung des Menschen an zeitliche Paradigmen ist offenbar nichts, was dem Schöpfer selbst eigen ist. Als Erschaffer der Zeit kann er ihr nicht unterworfen sein, denn der Herr ist schwerlich als Schöpfung seiner Selbst vorstellbar, auch wenn quantenmechanische Sachverhalte die *post hoc ergo propter hoc*-These des „danach also deswegen“ durchaus vorstellbar machen. Dies ist jedoch deshalb auszuschließen, weil die Quantenmechanik ebenso ein Teil des erschaffenen Universums ist wie die Zeit – sie ist, in welcher relativen Geschwindigkeit oder Kausalität auch immer, unverrückbar mit unserer vierdimensionalen Realität verknüpft. Der Schöpfer kann demnach nicht der Zeit und einer temporalen Kausalität irgendeiner Relation unterworfen sein.

Da von Ursachen zu sprechen erst in Bezug auf raumzeitliche Gefüge Sinn ergibt, wird auch die Frage nach dem kausalen Ursprung des Schöpfers obsolet. Er benötigt – weil nicht unseren Naturgesetzen unterworfen – keine Ursache und erst recht kein definierbares Alter. Die Realität Gottes könnte man vielleicht als Zustand infiniter Divergenzen in infiniten Kombinationen verstehen, eine Mannigfaltigkeit, in der alle Kräfte, Energien und Gesetzmäßigkeiten unseres Universums ihre temporal nichtkausalen Ursprünge haben. Somit könnte es dem Schöpfer möglich geworden sein, die Idee der Schöpfung zu haben, da er alle Informationen für alle möglichen Universa Sein nennt. In dieser grenzen- und zeitlosen Sphäre gab es im übertragenen Sinne Papier, Farbe und Pinsel, um das Gemälde unserer Realität zu erschaffen. Nur der Schöpfer war in der Lage, die Zweckmäßigkeit dieser Utensilien zu erkennen und ihnen mit der Erschaffung unseres universellen Gemäldes eine Ordnung und Bedeutung zu geben. So waren die Grundinformationen zur Erschaffung von Raumzeit und Energie vorhanden, um vom Herrn in ein geordnetes Ganzes gemäß seiner Vorstellung transformiert zu werden.

Um diese übergeordnete Realität in Ansätzen zu erfassen, stellen wir uns das Leben in einer 2+1-dimensionierten Welt vor: Die mathematische und gesellschaftskritische Novelle

„Flächenland“ von Edwin A. Abbott setzt da an: Im Flächenland fehlt die Dimension der Höhe. Alle Bewohner sind in simple geometrische Formen untergliedert, wie Rechtecke, Quadrate oder Kreise. Es gibt grenzenlos umständliche Wege herauszufinden welcher geometrischen Form das Gegenüber zuzuordnen ist, da ja die Draufsicht aufgrund der fehlenden Höhendimension fehlt. Wenn wir uns innerhalb dieser Parabel beispielsweise als ein gleichschenkliges Dreieck vorstellen wollten, wie es wäre, einer räumlichen Dimension mehr zu unterliegen, würden wir sehr schnell an unsere intellektuellen Grenzen stoßen. Leichter scheint es da, sich vom Höherdimensionierten zum Niedrigerdimensionierten zu denken und sich das Flächenland zum Exempel als ein Blatt Papier vorzustellen. Wir sind der Künstler, uns stehen ein Pinsel und Farbe zur Verfügung, und wir können damit auf diesem Blatt ein eigenes Universum erschaffen, welches in sich geschlossen dem unsrigen untergeordnet existiert. Für die Schöpfungen dieses Universums gäbe es – die Dicke des Papiers und der aufgetragenen Farbe sei hier ignoriert – nur zwei räumliche Dimensionen. Woher das Rohmaterial für ihre Realität kommt, wüßten sie nicht. Ebenso wenig könnten sie die dreidimensionale Welt des Schöpfers wahrnehmen, obwohl diese sie umgibt und damit greifbar nah ist. Wir jedoch hätten die Macht, diese kleine Welt nicht nur zu erschaffen, sondern auch zu beeinflussen. Wir könnten neue Objekte hinzufügen und andere wieder entfernen – bis hin zur Vernichtung und kompletten Neuordnung der Papierwelt. In der Realität des Künstlers ist die Farbe, die er streicht, kleckst oder tupft, nur ein Werkstoff von vielen. Für die Geschöpfe der Papierwelt wäre diese Farbe jedoch das, aus dem alles gemacht ist, der Werkstoff, der ihre ganze Realität ausmacht. Und da sie zweidimensional konzipiert wurden, könnten sie allerhöchstens zu dem Schluß kommen, daß ihre Welt und das, woraus sie besteht, Ursprung in einer höheren Wirklichkeit genommen hat, in einer scheinbar infiniten Mannigfaltigkeit. Wie diese Wirklichkeit aussehen mag, könnten sie nicht erahnen.

Der ursachenlose Schöpfer ist demzufolge kein kausaler Widerspruch, da er unserer Vorstellung von Zeit und Raum als ihr Erschaffer nicht unterworfen ist. Gerade in Anbetracht der

hier aufgezeigten Relativität der Zeit mutet der Versuch Einzelner oder ganzer Gruppen grotesk an, die biblische Überlieferung zur Entstehung der Welt ohne übergeordneten Kontext mit allzu streng verstandenen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu verbinden. Wenn die Zeit für den Schöpfer nur eine seiner vielen Schöpfungen darstellt, wieso wäre er dann aus unserer Sicht an sie gebunden? Für Gott muten tausend Jahre an wie ein einziger Tag, wie in Psalm 90,4 zu lesen. Das zeigt doch sehr deutlich auf: Die Realität des Schöpfers – Souverän über Raum und Zeit – mit unserer eigenen physikalischen Wirklichkeit gleichzusetzen wäre ebenso töricht wie dieselben Texte als wörtliche Rechenformel der Schöpfungsgeschichte zu verstehen. Der Herr ist das Alpha und das Omega und damit auf naturwissenschaftlichem Wege weder zu belegen noch zu widerlegen, da er keiner fundamentalen Gesetzmäßigkeit unseres Universums unterworfen ist. Das höchste Maß an empirischer Nähe zum Schöpfer ist insofern erreicht, wenn wir die Grenzen unseres Wahrnehmungs- und Denkmögens als die natürliche Grenze zur Realität des Herrn begreifen. Der Glaube an ihn ist ein Geschenk. Wenn wir es annehmen, gehört uns das Leben *sub specie aeternitatis*.

LITERATUR

- Abbott**, Edwin A.: Flächenland – Ein Märchen mit mehrerlei Dimensionen. Übersetzt von Antje Kaehler. RaBaKa Publishing, I. Auflage der Neuübersetzung, Neuenkirchen 2009
- Deissler**, Alfons & **Vögtle**, Anton (Hrsg.): Neue Jerusalem Bibel. Einheitsübersetzung. Altes und Neues Testament. III. Auflage der Sonderausgabe. Herder Verlag, Stuttgart, 2007
- Planck**, Max: Das Prinzip der Erhaltung der Energie. B. G. Teubner Verlag, II. Auflage, Leipzig und Berlin, 1908
- Randall**, Lisa: Verborgene Universen – Eine Reise in den extradimensionalen Raum. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Hartmut Schickert. Verlag S. Fischer, I. Auflage, Frankfurt a.M., 2006
- Randall**, Lisa: Die Vermessung des Universums – Wie die Physik von Morgen den letzten Geheimnissen auf der Spur ist. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Jürgen Schröder. Verlag S. Fischer Verlag, II. Auflage, Frankfurt a.M., 2012
- Spatschek**, Karl-Heinz: Astrophysik – Theorie und Grundlagen. B. G. Teubner Verlag, I. Auflage, Wiesbaden, 2003

VON DEM EINEN UND DEM ANDEREN THOMAS

**Eine erzählende Rezension zu:
Thomas Frings: »Aus, Amen, Ende? –
So kann ich nicht mehr Pfarrer sein«¹⁶**

Prolog

Anfang der 90er lernten wir uns kennen: Er Thomas, ich Thomas. Er kam vom Niederrhein; ich kam vom Niederrhein. Beide lebten wir im Exil im Münsterland. Er wurde 1987 zum Priester geweiht und amtierte jetzt in seiner ersten Pfarr(verwalter)stelle; ich hatte im Jahre '89 geheiratet und die Tochter war da. Ab 1993 führten dann unsere Wege auseinander.

Beide haben wir uns an der realexistierenden Kirche im deutschen Sprachraum abgearbeitet, er u.a. als Pfarrer und im Priesterrat, ich u.a. als Pastoralreferent und Pfarrgemeinderatsvorsitzender. Und irgendwann war für uns Schluß in dieser Kirche, wie wir sie in Deutschland vorfinden, auf den alten Feldern weiter zu arbeiten. Das ganze übrigens (und ich hoffe ich tue dem anderen Thomas nicht unrecht) ohne eigentliche Glaubenskrise. Ach ja, eines noch, was uns verbindet: Die Kunst. Thomas Frings hat vor seiner Weihe Kunstgeschichte studiert und war Leiter einer bischöflichen Kunstkommission; ich bin seit 1995 Berufsmusiker und auch im Performancekunstbereich tätig.

¹⁶ 176 Seiten, (Herder) Freiburg/Basel/Wien 2017

1. Akt: Von Facebook zum Buch

Am 14. 2. 2016 veröffentlichte Pfarrer Frings auf der Facebook-Seite seiner Pfarrei ein Manifest mit dem Namen „Kurskorrektur“. Hier beschreibt er, daß er so letztendlich nicht mehr Pfarrer sein kann. Das „Kann“ ist wichtig, weil die Sakramentenpraxis so nicht funktioniert – bei aller Wichtigkeit der kirchlichen Sakramente und Zeichen, weil die Glaubenspraxis und -weitergabe in den Gemeinden nicht funktioniert – bei aller Notwendigkeit des Glaubens, kann er – obwohl er gerne Priester ist – so nicht mehr Pfarrer sein. Am Ostermontag lasse er sich darum vom Bischof von seinem Amt als Pfarrer entpflichten.

Dieser Text liegt seinem Buch zugrunde....

Interludium: Lektorat

... Und da beginnen einige Schwierigkeit: Die „Kurskorrektur“ wird im Buch ausgeführt und variiert, aber!! Oft beginnen die Kapitel des Buches mit Passagen der „Kurskorrektur“, die dann ausgeführt werden. Manchmal erscheinen Passagen derselben inmitten von Erklärung. Und oft weiß man nicht, was liegt hier gerade vor. Die optische Absetzung durch unterschiedliche Schrifttypen trägt nur begrenzt zur Orientierung bei und wird auch nicht konsequent beibehalten. Ja, manchmal taucht exakt derselbe Text im Buch an mehreren Stellen auf (z.B. S.19 und S.29). Sagen wir es mal so: Der Versuch einer zeitnahen Veröffentlichung siegt gelegentlich über das Lektorat. Dabei entstehen öfters auch sinnlose Sätze: „*und dann habe auch mir gedacht*“ (S.76). Schade: Der pointierte, aber auch assoziative Stil des Autors wird dadurch zumindest nicht unterstützt. Ich habe mir darum bei der Lektüre sicherheits halber die „Kurskorrektur“ aus dem Netz zusätzlich ausgedruckt.

2. Akt Beschreibungen

Viele gute Rezensionen sind im Netz erschienen – ich darf als *partes pro toto* auf die von Josef Bordat und Peter Winne-möller verweisen, die wirklich alles Entscheidende sagen. Jetzt könnte ich noch meine Wertung abdrucken und fertig, also denn:

Ein mutmachendes Buch eben weil es Negatives so deutlich beschreibt!

Ich möchte aber im Folgenden einige (!) wichtige Gedanken und Erfahrungen des Autors darstellen und durch eigenes erlebte flankieren. Da das Buch einzelne Baustellen je einzeln beschreibt, scheint mir dies auch angemessen.

Heilige Zeichen

Wenn ich an die Stärken unserer Kirche denke, dann fallen mir ... unsere Zeichen und Rituale ein, schreibt Frings (S.63).

Und recht hat er. Aber Zeichen müssen ehrlich sein, und sie müssen verstanden werden. Ich ergänze: verstanden werden können. Oft wird ein Außenstehender, ja selbst ein „Insider“ nicht alle Aspekte einer Sakramentenspendung begreifen. Dennoch: nur ehrliche Zeichen sind begreifbar. Der Autor erwähnt echte Kerzen gegenüber Teelichtern (S.68) und, wie er nach und nach die Zeichen bei der Taufe (Salbung und Salzgabe) *entdeckt*. Ich möchte ergänzen, wie ergreifend ich es fand unserem Kind das Taufkleid anzuziehen – ich sage be-wußt nicht anlegen, weil anlegen schnell zu auflegen wird!

Sakramentenpastoral

Unter der Überschrift „Grandhotel Erstkommunion“ be-schreibt Frings die Situation der Erstkommunikationskatechese und zitiert die „Kurskorrektur“:

Mangels Alternativen einigen sich aber Fernstehende und Hauptamtliche darauf, einen Jahrgang lang – wenn die Kin-der im dritten Schuljahr sind – so zu tun, als würde man sich wechselseitig glauben, was man sagt.

Dem ist nichts hinzuzufügen – vielleicht doch: Das befriedigende Gefühl, daß unsere Tochter uns mit 7 Jahren mitteilte, daß sie mit einem befreundeten Priester vereinbart hatte, jetzt schon zu kommunizieren. Den Eltern gab dies die Ruhe, manch spätere Bastelkatechese zu ertragen!

Glaubenswissen und -praxis

Ein guter Mensch sein, kann man auch ohne Kreuzzeichen und Gebet. Christ dagegen ist man nur mit. (S.72). An vielen Beispielen – so über das Betreten von Kirchen in Hundebegleitung – führt der Autor aus, welche Begriffsverwirrung es um das Wortfeld Glaube, Moral und Gutsein gibt.

Alles in allem stellt der Autor – durchaus unterhaltsam zu lesende – Fragen an den Glauben der Kirche und seine praktische Umsetzung.

Interludium 2: Die Gegenperspektive

Jetzt möchte ich hier aber einmal den anderen Thomas zu Wort kommen lassen – mich; und das als Beispiel für viele Leute, mit denen ich rede. Für Menschen, die einfach – um einen eher diskreditierten Begriff zu benutzen – fromm sein wollen. Die in der Liturgie nicht bespaßt werden wollen, die keinen Erklärbar alla „Jetzt machen wir das, weil ...“ brauchen. Die einfach mal ihre Ruhe haben wollen, die – ich sage es noch einmal – einfach mal ihre Ruhe vor Gott haben wollen. Da ist die stoische Norddeutsche, da ist der volksfromme Bayer, und da bin ich, der ironische und polternde Rheinländer. Wir alle wollen vor Gott stehen, einfach so.

Und dann, lieber Thomas, kehrt sich Dein Buch vielleicht um. Ich bin 52 Jahre alt, aber ich habe wenige Pfarrer erlebt, die mich nicht belehren oder gar unterhalten wollten. Doch ich bin Musiker. Ich weiß, wo ich Unterhaltung finden kann, wenn ich sie suche. In der Messe will ich sie nicht. Und jetzt liegt die Frage auf der Hand: Haben nicht (mittlerweile) Generationen

von Pfarrern, Katechetinnen und Bischöfen diese Besucher? / Gläubigen? / Sakramentempfänger? herangezogen, die das Event suchen und die einfach nicht mehr wollen und wissen, weil sie es eben nicht erlebt haben, daß die Messe, die Liturgie und das Gebet aus dem regelmäßigen Vollzug leben. Wenn diese letzteren dann aber erleben, daß mit pathetischen Worten, Zusammenlegungen und Pastoralplänen alle zwei Jahre das Heil neu in die Welt, oder zumindest in die Stadt kommt, aber das Heil ein sehr Lautes ist und ihnen dann auch wieder neu und laut erklärt wird, dann gibt es für viele – gerade um den Glauben zu bewahren – nur noch die Emigration; die äußere – und da gibt es zwischen neuen geistigen Gemeinschaften und Piusbruderschaft ja einige Möglichkeiten – oder die innere Emigration. Das heißt dann: ich gehe vielleicht noch zur Anbetung, oder zur Vesper und meide im Gegenzug „Familienmessen“ und die Erklärbaren im Weiheamt!

3. Die Lösung:

Nach diesen kritischen Worten kommt das Überraschende: Die Lösung, die Thomas Frings vorschwebt, ist auch ungefähr das, was ich mir denke. Frings schreibt (S.79): „*Und was wäre, wenn es mehr Optionen gäbe als nur „ganz oder gar nicht“? Wir brauchen eine gestufte Nähe* (S.73) oder, volkstümlicher ausgedrückt: Die Situation in unseren Gemeinde könnte so angelegt sein, wie die Kleidung in der Übergangszeit: zwiebelförmig. Im innersten Kreis könnte da so etwas wie die altkirchliche Arkandiziplin stehen. Müssen wir das Innerste unseres Feierns, müssen wir die Eucharistie vor aller Augen abhalten? Brauchen wir etwas wie eine Ikonostase? Aber es gibt eben auch den zweiten Kreis (und das sehe ich vielleicht ein wenig anders als Frings?). Ich will auch einmal aus relativer Ferne einer liturgischen Handlung beiwohnen. Ich will manchmal einfach nicht „nach vorne kommen“. Ich will eigentlich nie in einen Werktagskirchenraum zusammengepfercht werden. Und selbst ich als begeisterter Sänger möchte manchmal nur zuhören.

Es schließen sich dann verschiedene Ringe, oder besser Segmente, der Nähe und Ferne an. Ganz außen steht dann etwas, daß man präliturgische Feiern genannt hat. Da gilt es

dann, mit Frings ehrliche Zeichen zu setzen. Dies kann geschehen, wenn ich in der underground-Kunstszene mit Heiligenbildchen arbeite oder wenn man in Kirchen, um den Raum auszuloten, bewußt modale Jazzimprovisationen einsetzt, die sich übrigens gut mit Gregorianik und einer Komplet, weniger gut mit z.B. Bach und einer Messe vertragen.

Lieber Leser, laß uns hier weiterdenken, weiterarbeiten und, je nachdem, weiterbeten. Das Buch von Thomas Frings kann manche Richtung weisen.

Epilog:

Thomas Frings trat 3. Oktober 2016 als Postulant in eine Benediktinerabtei in den Niederlanden ein. Ich bin seit dem 8. Oktober 2016 Oblate einer (anderen) Benediktinerabtei in den Niederlanden.

Katastrophæ¹⁷:

Im Sommer 2017 hat Frings die Abtei wieder verlassen und ist nach einer Pfarrvertretung jetzt spiritueller Begleiter einer Benediktinerinnenabtei. Ich denke, daß dies auf den Artikel keinen Einfluß hat.

¹⁷ Ich verwende das Wort hier im griechischen Sinne, einer erneuten Wendung. Wen dies zu sehr an das deutsche Katastróphe erinnert, der mag es durch Peripetie ersetzen.

MANGELNDER GLAUBE ALS EHENICHTIGKEITSGRUND?

Wie Papst Benedikt XVI. bereits im Jahr 2013 richtet auch sein Nachfolger Franziskus in seiner Ansprache an die Rota 2015 den Blick auf die Krise, in der sich Kirche und Glaube aktuell befinden. Dies mit einer Intention jedoch, die recht ungewöhnlich anmutet: beide Nachfolger Petri fordern eine Beachtung des Glaubens bei der Frage nach der Spendung des Ehesakramentes.

Joseph Ratzinger beschreibt das Phänomen, daß die Welt, in der wir uns befinden, sich zunehmend einem ethischen und religiösen Subjektivismus und Relativismus unterwirft. Nichts hat normativen Wert, und der individuelle Mensch mit seiner Freiheit steht im Mittelpunkt und ist Ziel seiner Bemühungen. Sofort kommen einem die Begriffe „Generation Beziehungsunfähig“ oder die Statistiken zu geschiedenen Ehen in jüngerer Zeit in den Sinn. Lebenslange Entscheidungen werden in Frage gestellt. Die Schnellebigkeit unserer Zeit führt zwangsläufig zu einer ständigen Vorläufigkeit der Dinge. Nichts scheint endgültig. Die persönliche Freiheit ist, was zählt. Im persönlichen Plan können sich Dinge ändern, so daß eingegangene Bindungen hinderlich erscheinen¹⁸.

Dies stellt nach Benedikt vor allem die Familien vor große Herausforderungen. Wenn die maximale Freiheit des Einzelnen entscheidend für das Lebensglück ist, läuft sie immer Gefahr an der maximalen Freiheit des Partners zu scheitern¹⁹.

¹⁸ Vgl. Ansprache von Papst Benedikt XVI. zur Eröffnung des Gerichtsjahres der römischen Rota, 26. Januar 2013; folgend genannt: Benedikt 2013.

¹⁹ Vgl. ebd.

Klassisch jesuitisch geht Papst Franziskus der Frage nach, welche Rolle das Gewissen in der heutigen Zeit in Bezug auf die Ehe spielt. Das moralische Gewissen mutiert seiner Meinung nach zu einer Laune des „psychischen Gewissens“²⁰, wenn es nicht geformt wird und Normen verinnerlicht hat. Daraus folgert er eine Beliebigkeit. Die Aufgabe des Glaubens führt logisch zu einer Veränderung des Eheverständnisses – beim Einzelnen wie in der Gesellschaft. Problematisch wird es pastoral gesehen dann vor allem beim Heranreifen des Ehwillens²¹.

Begründet sieht Franziskus die Krise oft im fehlenden Glauben an den Liebesplan Gottes²². Der Mensch sucht Früchte des Glaubens (Trost, Hoffnung etc.) in verschiedenen anderen Lebensbereichen und Weltvorstellungen, so daß ein eigenes kleines Konstrukt entsteht, das dem Einzelnen möglichst zuträglich ist. Für Franziskus stellt ein solcher Ersatz einen Kompromiß zwischen dem eigenen Egoismus und dem Mainstream dar. Dieser dann gebildete Glaube ist natürlich von Normen befreit²³.

Im Blick auf das Sakrament der Ehe sehen beide Päpste hier deutlichen Handlungsbedarf. Sie fordern, einen mangelnden Glauben an das Sakrament zum Nichtigkeitsgrund zu erklären. Ehen könnten demnach an kirchlichen Gerichten nachträglich für nichtig erklärt werden, wenn das Ehepaar oder zumindest einer der Partner dies wünscht. Der Grund ist einleuchtend: Katholiken soll es erleichtert werden, aus Situationen herauszukommen, die sie vom Leben in der Gemeinde und von anderen Sakramenten (Eucharistie) fernhalten.

Doch wie ist das möglich? Eine geschlossene Ehe beruht schließlich auf dem Konsens der Ehegatten, die sich das Sakrament gegenseitig spenden. Ob und wie dies möglich sein kann, wird im Folgenden erläutert.

²⁰ Ansprache von Papst Franziskus zur Eröffnung des Gerichtsjahrs der römischen Rota, 23. Januar 2015; folgend genannt: Franziskus 2015.

²¹ Vgl. ebd.

²² Vgl. Evangelii gaudium 93/94.

²³ Vgl. Franziskus 2015.

Joseph Ratzinger bietet in seiner Ansprache bereits einige Argumente dafür, die nach eigener Aussage keine kanonistischen, sondern mehr dogmatischer Natur. Sie sind auch eher als Begründung für die Forderung zu sehen, bieten aber einen guten ersten Blick auf die Problematik.

Er verweist zu Recht darauf, daß nicht der persönliche Glaube für die Spendung des Ehesakramentes zählt, sondern die Intention zu tun, was die Kirche tut. Das ist in c. 1055 CIC/83 festgelegt als ein Bund zwischen Mann und Frau, hingeordnet auf das Wohl der Gatten und die Zeugung und Erziehung von Nachkommenschaft. Satz 2 sagt ausdrücklich, daß die Ehe von Christus zum Sakrament „erhoben“ ist; freilich gibt es auch außerhalb der Kirche gültige Ehen, sie ist somit Naturrecht. Papst Johannes Paul II. betonte auf dieser Grundlage 2003, daß die Überzeugungen der Ehepartner die Ehe nur beeinträchtigen, wenn sie die natürliche Grundebene der Ehe berühren (gemeint sind hier die Wesenselemente „Einheit“ und „Unauflöslichkeit“). Die Sakramentalität spielt somit keine Rolle.

Dennoch verbindet Benedikt die Intention und den persönlichen Glauben, da sie nicht völlig voneinander trennbar seien. Seine oben beschriebene Sicht auf die Gesellschaft, in der diese Frage wichtiger wird, zeigt deutlich, daß er den mangelnden Glauben an das Sakrament für fähig hält, die natürliche Ebene zu beeinträchtigen. Zwar gesteht er ein, daß eine Ehe (im katholischen Verständnis) zwischen Ungetauften wohl möglich sei, jedoch die Ablehnung des Sakramentes (durch einen Christen) eine Störung des Eheverständnisses bedeute. Freilich muß sich dies in Bezug auf eines der beiden Wesenselemente (Einheit und Unauflöslichkeit) der Ehe zeigen²⁴.

Zur Erläuterung ist auf die Wichtigkeit der Intention zu verweisen. Auch bei der Taufe spielt der Glaube des Spenders des Sakraments keine Rolle. In Todesgefahr kann auch eine ungetaufte Krankenschwester ein Neugeborenes taufen, wenn sie gewillt ist zu tun, was die Kirche tut, sprich das Kind zu taufen und in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen. So verhält es sich bei der Ehe auch, die beiden Partner spenden

²⁴ Vgl. Benedikt 2013.

sich gegenseitig das Sakrament und somit ist nur dieser „Mindestglaube“ erforderlich²⁵.

Hier schließt die kanonistische Argumentation an. Welche Alternativen kann es nach aktueller Rechtsprechung geben?

Eine Möglichkeit kann die Totalsimulation (c. 1098 CIC/83) bieten, die einem der beiden Partner eine Täuschung unterstellt, welche eine Eigenschaft des anderen betrifft. Wenn also die Frau glaubt, ihr Gatte glaube an das, was er da tut, er es jedoch nicht tut, kann die Ehe ungültig sein. Voraussetzung ist jedoch, daß ihr Mann sie arglistig getäuscht hat, um sie zu heiraten²⁶.

Ein anderer Ansatz bezieht sich auf den bewußten Ausschluß der Sakramentalität. C. 1099 CIC/83 beschreibt explizit, daß ein Irrtum über eines der beiden Wesenselemente oder die „sakramentale Würde“ kein Nichtigkeitsgrund ist, es sei denn er bestimmt den Willen. Dies ist in c. 1101 §2 CIC/83 geregelt. Dort heißt es, daß die Ehe ungültig ist, wenn ein positiver Willensakt ein Wesenselement oder die Ehe selbst ausschließt. Dieser muß sich in Handlungen äußern und kann nicht bloß innerlich verlaufen²⁷. Das Problem liegt jedoch in der unterschiedlichen Formulierung der beiden Canones. Zwar scheinen sie denselben Sachverhalt zu behandeln, jedoch spricht c. 1101 CIC/83 nicht mehr von der Sakramentalität, sondern nur noch von den Wesenselementen und der Ehe an sich. Ob mit letzterer die Sakramentalität gemeint ist oder mit dem Wort Wesenseigenschaft die Sakramentalität ausgedrückt werden soll, bleibt offen, da der Begriff Wesenseigenschaft sonst nicht verwandt wird.

Kann man die cc. 1099; 1101 §2 CIC/83 nun so interpretieren, dass die Sakramentalität gemeint ist, und welche Folgen hätte dies?

²⁵ Vgl. c. 861 §2 CIC/83

²⁶ Vgl. BOCCAFOLA, Kenneth, Lack of Faith: Effects on Matrimonial Consent, in: Canon Law Society of Great Britain & Ireland. Newsletter 176 (2013), S. 59f.; folgend genannt: BOCCAFOLA 2013

²⁷ Vgl. SABBARESE, Luigi - Faith, Intention and Sacramental Dignity in Marriages among the Baptized, in: Studies in Church Law 3 (2007), S. 309f.; folgend genannt: SABBARESE 2007.

Der Rechtstext gibt kaum Antwort. Jedoch kann schlüssig argumentiert werden, daß die Sakramentalität mit gemeint ist, da in c. 1099 CIC/83 die beiden Wesenselemente und die sakramentale Würde durch ein „oder“ getrennt sind und somit gleichwertig erscheinen.

Aus c. 1101 §2 CIC/83 wird nicht klar, was mit der Wesenseigenschaft gemeint ist. Beschränkt man sich auf den ersten Kanon, gibt es in diesem Fall klar die Möglichkeit der Nichtigkeit.

Bleibt die Frage nach der Umsetzung. Wie also müßte der Wille bestimmt sein, damit die Sakramentalität ausgeschlossen würde?

Der bloße mangelnde Glaube reicht, wie wir oben gesehen haben, nicht aus. Er muß sich in Handlungen widerspiegeln, die zeigen, daß er tief von diesem Irrtum über die Sakramentalität betroffen ist. Zum Beispiel könnte die Ablehnung eines Gatten gegenüber der Kirche und ihrem Glauben so groß sein, daß er am Vollzug derselben nicht teilnimmt. Freilich ist dies nicht leicht nachzuweisen. Es kann einfach argumentiert werden, daß seine Abneigung nicht groß genug war, am Tag seiner Hochzeit die Kirche zu betreten.

Könnte besagter Gatte seinen beharrlichen Irrtum jedoch nachweisen, durch seine Erziehung oder sonstiges, hätten wir eine Möglichkeit gefunden, mangelnden Glauben als Nichtigkeitsgrund anzuführen. Diese Interpretation ist jedoch nicht selbstverständlich. In der aktuellen Rechtsprechung findet sie keine Beachtung. Denn freilich macht sich bei manchem Kanonisten sofort eine Skepsis bemerkbar.

Ein bekannter Gegner des Vorschlags ist der ehemalige Rota-Richter Kardinal Raymond Leo Burke. Er schrieb erst vergangenes Jahr einen Beitrag zu diesem Thema, in dem er sich klar gegen den Nichtigkeitsgrund mangelnder Glaube ausspricht.

Seine Argumentation beginnt bei der Annahme, daß die Ehe kein „weltlich Ding“ ist, wie Martin Luther es nannte. Er verweist auf Mt. 19,10-12 und will zeigen, daß die Ehe bereits Gegenstand der Schöpfung war und somit Naturrecht, wie es c. 1055 CIC/83 festlegt.

Von diesem Standpunkt aus geht er weiter, indem er aufzeigt, daß soziale und kulturelle Umstände kein Grund für Unwissenheit oder Nichtverstehen seien. In anderen Worten: Nur weil der gesellschaftliche Mainstream etwas anderes sagt, können und müssen die Ehepartner wissen, worauf sie sich bei einer kirchlichen Ehe einlassen. Zudem müsse eine Ehevorbereitung in Form einer Ehecatechese stattfinden, in der das katholische Eheverständnis dargelegt würde.

Ein rein liturgisches Argument ist sein Hindeuten auf c. 1101 §1 CIC/83. Zum einen findet dort die Glaubenswahrheit der Sakramentalität der Ehe ihre höchste Ausdrucksform, zum anderen sei in der Liturgie völlig klar, was dort geschieht. Zeichen und Handlungen stimmen nach c. 1101 §1 CIC/83 überein und diese Zeichen in der Liturgie für nichtig zu erklären hieße, die Liturgie an sich für nichtig zu erklären, worin er einen Angriff auf dieselbe sieht. Die Bewahrung der liturgischen Form und ihre Glaubwürdigkeit sei in Frage gestellt, wenn Spender für ungläubig erklärt und die Liturgie für nichtig erklärt würde.

Ein letztes Gegenargument seitens Burke bezieht sich auf die göttliche Gnade, denn seiner Meinung nach führt diese die beiden Ehepartner zueinander. Dies für nichtig zu erklären, hält er für schwierig, wobei dann jedes Nichtigkeitsverfahren problematisch würde.

Burkes Argumentation zeigt freilich einige Lücken auf, macht aber zwei Dinge sehr deutlich. Zum einen hat er zweifelsfrei recht, wenn er versucht, das Sakrament der Ehe vor „Angriffen“ zu schützen, die es leicht aufhebbar machen oder es relativieren. Würde beispielsweise zugunsten dieser Praxis das Recht geändert, entstünden zahlreiche Probleme, wie die Frage, wie bei konfessionsverschiedenen Ehen zu verfahren wäre etc.

Zum anderen zeigt die Sicht Burkes die eingeschränkte Handlungsmöglichkeit der Richter. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, die zum Schluß übrig bleiben: Die Totalsimulation und der beharrliche Irrtum.

Die Totalsimulation erscheint mir nicht sinnvoll, da einem der Ehepartner arglistige Täuschung unterstellt würde, was wenig realistisch anmutet.

Die Variante des beharrlichen Irrtums nach c. 1101 §2 CIC/83 ist einfacher, jedoch in der Umsetzung nicht leicht zu praktizieren, denn dieser den Willen bestimmenden Irrtum muß erst einmal nachgewiesen werden. Zudem spricht hier das Wort Papst Johannes Paul II. dagegen, der 2003 sagte: „... eine Haltung der Eheschließenden, die nicht der übernatürlichen Dimension in der Ehe Rechnung trägt, diese nur ungültig machen kann, wenn sie deren Gültigkeit auf der natürlichen Ebene berührt, in die das sakramentale Zeichen eingegossen ist“²⁸. Dies wäre aber sicherlich argumentierbar, wenn man den Gottesbezug des Sakramentes betont, wie es Papst Benedikt XVI. in seiner Ansprache tat.

Meiner Meinung nach bietet sich die Möglichkeit trotz der Aussage von Johannes Paul II. an, denn der bewußte Ausschluß ist ein willensbestimmender Irrtum über die Sakramentalität und somit von c. 1101 §2 CIC/83 betroffen.

Darüber hinaus hat die Frage nach dem Glauben in der Ehe aufgezeigt, daß die Ehecatechese, so wie sie aktuell praktiziert wird, nicht sinnvoll ist. Mit Katechese²⁹ hat das bloße Ausfüllen des Vorbereitungsprotokolls wenig zu tun. Hier besteht – unabhängig von den kanonistischen Fragen – auf jeden Fall Verbesserungsbedarf seitens der Bischöfe. Freilich sollen Paare es nicht schwerer haben, kirchlich heiraten zu können; allerdings sollte die Gelegenheit wahrgenommen werden, sie mit dem Glauben in Kontakt zu bringen, wenn sie schon zu einem Gespräch kommen. Außerdem empfangen und spenden sie sich ein Sakrament, was immer einer gewissen Vorbereitung bedarf.

Damit bekämen die Fragen nach Nichtigkeitsgründen auch einen geringeren Stellenwert. Schließlich sollte doch das andere Ende bearbeitet werden, nämlich der Anfang, an dem die Ehe noch nicht gescheitert ist. Dennoch stehen wir ganz phänomenologisch vor dem Problem, daß immer mehr Ehen in die Brüche gehen, so daß hier eindeutig Handlungsbedarf besteht.

²⁸ Ansprache an die Mitglieder des Gerichtshofes der Römischen Rota anläßlich der Eröffnung des Gerichtsjahres, 30. Januar 2003, Nr. 8; in O.R. dt., Nr. 9 v. 28.2.2003, S. 8.

²⁹ Vgl. BIEMER, Günther: Katechese. In: LThK³ 5 (1995), 1303f.

Auch die Aufgabe des Kirchenrechtes ist es das Seelenheil der Menschen zu sichern. Sie in „irregulären“ Verhältnissen leben zu lassen, weil Beziehungen in die Brüche gegangen sind, mutet bei genauerer Betrachtung nicht sehr barmherzig an. Den Menschen muß geholfen werden und ein Nichtigkeitsverfahren ist eine Möglichkeit.

Vor allem durch Debatten, wie sie der ehemalige Pfarrer der Hl. Kreuz Gemeinde in Münster Thomas Frings angestoßen hat, bekommt die Frage nach dem Glauben im Sakrament der Ehe neuen Zündstoff. Möchte man das katholische Verständnis der Ehe beibehalten, führt kein Weg daran vorbei, sich mit dem mangelnden Glauben der Gatten auseinanderzusetzen, auch wenn die Ehe scheitert und für nichtig erklärt werden soll. So kann zumindest einem der beiden Partner geholfen werden.

LITERATUR

- Ansprache von PAPST JOHANNES PAUL II. an die Mitglieder des Gerichtshofes der Römischen Rota anlässlich der Eröffnung des Gerichtsjahres, 30. Januar 2003, Nr. 8; in O.R. dt., Nr. 9 v. 28.2.2003.
- Ansprache von PAPST BENEDIKT XVI. zur Eröffnung des Gerichtsjahres der römischen Rota, 26. Januar 2013.
- Ansprache von PAPST FRANZISKUS zur Eröffnung des Gerichtsjahres der römischen Rota, 23. Januar 2015.
- BIEMER, Günther: Katechese. In: LThK³ 5 (1995), 1303f.
- SABBARESE, Luigi: Faith, Intention and Sacramental Dignity in Marriages among the Baptized. In: Studies in Church Law 3 (2007).
- BOCCAFOLA, Kenneth: Lack of Faith: Effects on Matrimonial Consent. In: Canon Law Society of Great Britain & Ireland. Newsletter 176 (2013).

**VON DEN LETZTEN
DER GROSSEN VERSAMMLUNG
– Gedanken am Fest unseres Vaters Benedikt –**

Die Lesung der Stundenliturgie am Benediktsfest ist aus dem Buch Sirach (50, 6f.):

Quasi stella matutina in medio nebulae et quasi luna plena in diebus suis lucet

et quasi sol refulgens sic ille effulsit in templo Dei.

Davor ergänzt das Stundenbuch: *Ecce Confessor Magnus.*

Also auf deutsch (nicht ganz korrekt, aber um so schöner nach Luther 1912):

Seht den großen Bekenner: Wenn er hinter dem Vorhang hervorging, so leuchtete er wie der Morgenstern durch die Wolken, wie der volle Mond; wie die Sonne scheint auf den Tempel des Höchsten; wie der Regenbogen mit seinen schönen Farben.

Schlagen wir nach, so ist so im Buch Sirach der im Christentum eher unbekannte Hohepriester Simon/Schim'on der Gerechte beschrieben.

Schon interessant, daß der gerechte Oberste Liturge des Alten Bundes zum Typos unseres Vaters Benedikt gemacht wird.

Nun gehört das Buch Sirach nicht zum Kanon der hebräischen Bibel (obwohl es in den letzten hundert Jahren in der Kairo Geniza und in Qumran fast vollständig auf hebräisch entdeckt wurde), aber an entscheidender Stelle begegnet unser Sim'on im Talmud, in den Sprüchen der Väter/Pirqe Avot. Dieser Mischnatraktat schließt nicht nur die 4. Talmudordnung ab, sondern er wird als einziger Traktat auch im gewöhnlichen Gottesdienst gelesen, von Pesach/Ostern an den ganzen Sommer.

Nachdem im ersten Vers in einem Parforceritt die Weitergabe der Tora vom Sinai über Mose, Josua und die Propheten

bis zu unserem Simon geschildert wird, kommt er selbst zu Wort:

«Auf drei Dingen ruht die Welt: Auf der Weisung, auf den Gottesdiensten, auf dem angemessenen Tun.»

Die Tora, die Lehre, die Regel bietet die Grundlage – bei Benedikt und Simeon, bei Juden und Christen.

Daraus folgen die Gottesdienste, und hier denke ich an das Stundengebet, das seine Wurzel in den täglichen Gebeten der Synagoge hat und wie diese im Zentrum aus Psalmen besteht.

Und dann steht da am Schluß das angemessene Tun, die Wohl-Tätigkeit. Nicht (zumindest nicht nur) Almosen sind hier gemeint, sondern das Tun (hebr. Singular!) des Richtigen.

Sagen wir es einmal angenehm absurd:

Seit dem Sinai weiß unser Vater Benedikt und hat es uns überliefert:

Aus der **Regel** folgt: **Ora et Labora.**

Daß letzteres kein originäres Benediktzitat ist, stört uns wenig. Juden wie Katholiken wissen um die Werkmächtigkeit der mündlichen Tora sprich der Tradition.

Ein letzte Frage: Woher weiß der Sim'on das, durch das er gerecht und Unser Vater gesegnet/benedictus wird?

Das hebräische Wort Schim'on leite sich vom Wort schama' ab, und das ist übersetzt, was Benedikt zu Beginn seiner Regel empfiehlt: hören!

Obsculta, o fili, praecepta magistri, et inclina aurem cordis tui, et admonitionem pii patris libenter excipe et efficaciter comple!

Höre, mein Sohn, auf die Weisung des Meisters, neige das Ohr deines Herzens, nimm den Zuspruch des gütigen Vaters willig an und erfülle ihn durch die Tat!

WAS IST EIGENTLICH ABENDLÄNDISCH? Was uns unterscheidet von ...

Zur Bewahrung und Förderung der abendländischen Kultur hat sich bald nach der letzten Jahrtausendwende die Sodalitas *Orietur Occidens* zusammengeschlossen. Gut ein Jahrzehnt danach tauchte plötzlich der Begriff *Abendland* von ganz anderer Seite auf: „Patrioten“ wenden sich gegen eine „Islamisierung des Abendlandes“.

Nun wünscht sich in der Tat kein abendländischer Mensch eine Islamisierung des Abendlandes. Doch denkt er an die großen Worte des Fürsten Clemens v. Metternich, die er so umformulieren darf: Niemand «hat Schultern stark genug, um das Abendland davonzutragen. Verschwindet das Abendland, so geschieht es, weil es sich selbst aufgibt.»

Was nun unterscheidet den wirklichen Abendländer vom vorgeblichen?

Dreierlei:

1. der Blick auf die Wirklichkeit;
2. der christliche Glaube;
3. die Bildung.

1. Der Blick auf die Wirklichkeit

So viele Muslimûn auch mittlerweile in unserem Land leben: daß es islamisiert würde, kann ich nicht feststellen. Auch in Deutschlands Fernem Osten höre ich oft noch Kirchenglocken, aber keinen Ruf eines Mu'eddhins. Sicherlich beschädigen Terrorgruppen unter der Fahne des Islâm den Frieden in unserem Land und in vielen anderen Ländern – und ganz besonders in islamischen Ländern. Aber die abendländische Kultur vermögen sie nicht zu beschädigen.

Was unsere Kultur bedroht, das ist der Marktliberalismus mit seinen Kultursurrogaten (die gerne Vorsilben mit sich tragen wie «pop-», «soft-», «fast-», «light-» oder «junk-») ³⁰; das ist die Politische Korrektheit mit ihrer Verbindung von Denkabstinentz, Bildungsmangel und Hysterie; das ist eine Gabelhäppchenspiritualität, die sich oft für buddhistisch hält: «Sie picken sich etwas aus dem Buddhismus, dem Hinduismus und von hier und da heraus», so der Dalai Lama, der es da vorgezogen hat, die Menschen des Westens aufzufordern, ihre eigenen Traditionen zu bewahren ³¹.

Doch höre ich sehr viel öfter von Deutschen, die „Buddhistische Zentren“, als von solchen, die Moscheen frequentieren.

2. Der christliche Glaube

Natürlich wird ein Christ sich nicht einlassen auf Kalauer wie «Kein Mensch ist illegal» – in der Tat ist kein Mensch illegal, illegal sein kann aber sein Aufenthalt an einem Ort; der Staat hat die Aufgabe, fürs Gemeinwohl zu sorgen, auch indem er die Zuwanderung regelt.

Aber er weiß auch um die moralische Pflicht, Menschen in Not zu helfen, und das heißt auch, ungerecht verfolgten Menschen, die einen Ort suchen, wo sie friedlich leben können, solange die Verfolgung währt, Zuflucht zu geben, das heißt, politisch ausgedrückt, Asyl zu gewähren. Wenn er auch um die Schwierigkeit weiß, zu unterscheiden, was wirkliche, was vorgeschobene Verfolgung ist, so weiß er dank dem heiligen Benedikt auch, daß die *discretio* eine christliche Tugend ist, so wird er doch das Asylrecht nicht einfach aufheben wollen.

Und er weiß, daß Ausländer, die ins Land gekommen sind, menschlich zu behandeln sind. Dreimal fordert das Gesetz des Moses das Volk Israel auf, die Fremden nicht zu unterdrücken (Exod. 22.21 [20]; 23.9), sie zu lieben (Deut. 10.19); es wird jedesmal begründet mit «denn Fremde seid ihr gewesen im

³⁰ W.H.W: Was ist eigentlich abendländisch? E&E 20 (2015), S. 34-48

³¹ Dalai Lama an den Westen: Macht aus dem Buddhismus keine Mode! <http://www.kath.net/news/6152>, 10. Oktober 2003

Lande Ägypten» – das Volk Israel und später ebenso die heilige Familie.

Auch weiß der Christ, daß der Islâm nicht zu Deutschland gehört – wohl haben im Mittelalter islamische Länder die abendländische Kultur sehr bereichert, aber nicht mit ihrer Religion, sondern mit ihrer Kultur. Avicenna (Ibn Sînâ), Avicedron (Ibn Gabirôl) und Averroës (Ibn Ruschd) sind fürs Abendland bedeutende Namen, aber nicht durch ihre Religion – Avicedron war Jude, was allerdings damals im Abendland nicht bekannt war –, sondern dank ihrer Philosophie, die sie von der griechischen und orientalischen Antike geerbt und – durchaus! – weiterentwickelt haben. Gerbert von Aurillac, später Papst Silvester II., der bedeutendste abendländische Gelehrte des X. Jahrhundert, hatte an arabischen Universitäten in Spanien studiert.

Doch wird er deswegen die Muslimîn nicht fernhalten, sondern zum wahren Glauben bekehren wollen. Wie schwer christliche Mission in islamischen Ländern ist, ist bekannt; so ist er dankbar, daß Muslimûn hierher kommen, wo Mission möglich ist – und tatsächlich bekehren sich ja etliche.

3. Die Bildung

Der Abendländer weiß, daß es eine Tradition der Gewalt im Islâm gibt, er weiß vom „Schwertvers“ (Sûre 9, 5); er weiß auch, daß wir „Schriftbesitzer“ nicht mit den „مشرکین – Ungläubigen“ gemeint sind – was freilich nur ein sehr begrenzter Trost ist und was zudem nicht alle Muslimûn wahrhaben wollen. Aber er weiß auch, daß es gläubige Muslimîn gibt, die Gewalt gegen Andersgläubige ablehnen.

So weiß er von ‘Abd el-Qâder (etwa aus Karl May).

‘Abd el-Qâder gehörte einem Sûfi-Orden an; in einer Abhandlung versuchte er, die Wahrheit des Islâm und die Berechtigung der Scharî‘a durch die Vernunft zu beweisen. Als Frankreich Algerien eroberte, stand er an der Spitze des bewaffneten Widerstands; er wurde zum algerischen Freiheitshelden. Doch schließlich mußte er doch ins Exil gehen.

Als er im Exil in Damaskus war, setzten dort anno 1860 Massaker an Christen ein, die vom türkischen Pascha geduldet

wurden. ‘Abd el-Qâder trat unter eigener Lebensgefahr für die Christen ein, erreichte, daß mehr als die Hälfte der Christen gerettet wurde. Es endete damit, daß er, der Muslim, vom Papst einen Orden und er, der Freiheitskämpfer gegen die Kolonialmacht Frankreich, von Napoleon III. das Großkreuz der Ehrenlegion erhielt.

Die „Identitären“ suchen den Anschein zu erwecken, der abendländischen Kultur verbunden zu sein. Als Emblem führen sie ein Lambda. Angeblich sei das das Wappen der Spartaner, der Lakedämonier, gewesen, als sie den Engpaß der Thermopylen gegen die Übermacht der Perser verteidigten.

In Wirklichkeit wurde dieses Wappen erst 1998 erfunden, nicht im Abendland, sondern in den USA: dort erschien es in der Graphic Novel „300“, 2006 wurde diese durch einen Hollywood-Film weiter verbreitet.

Der Abendländer weiß, wie die Geschichte weiterging: als der Spartanerkönig Leonidas die Thermopylen besetzt hielt, führte ein Grieche die Perser durch einen Nebenweg in den Rücken des Leonidas; der deckte noch den Rückzug des Großteils seiner Truppen und wurde dann mit seinen dreihundert Spartiaten und einigen Verbündeten niedergemacht. Doch unter der Führung des athenischen Strategen Themistokles siegten dann in der Seeschlacht bei Salamis die Griechen gegen die Übermacht, wodurch auch der spätere endgültige Sieg bei Plataä ermöglicht wurde.

Themistokles wurde später durch die Willkür des athenischen Demos aus Athen verbannt. Als er auch im Exil im griechischen Argos vor athenischer Verfolgung nicht sicher war, floh er nach Persien, wo er Asyl fand. Er landete dort nicht in einem Asylantenheim, sondern wurde vom Großkönig als Lehnsherr von Magnesia eingesetzt.

UND WIE FANDEN SIE DIE MESSE SO?

Das wurde ich heute beim Verlassen der Kirche wörtlich von einem jungen Mann gefragt, der auch an der Messe teilgenommen hatte.

Ich verstand die Frage zunächst gar nicht und fragte zurück: „Wie meinen Sie das? Es war eine Messe.“

Ja, es gebe halt solche und solche Messen. So mit besonderer Gestaltung, irgendwie anders, und dann, die Texte sind ja auch nicht immer jedermanns Sache. Und dann, wie die Messe so gemacht ist, das ist auch verschieden.

Ich habe dem jungen Mann geantwortet – und ich tue es hier noch einmal etwas ausführlicher, obwohl er es vermutlich gar nicht liest. Aber ich halte ihn nicht für einen so großen Sonderfall, daß diese Antwort nur ihn allein etwas angehe, sondern für – pardon, falls Sie es doch lesen – einen ganz gewöhnlichen jungen Mann, der für ganz gewöhnliche Irrtümer anfällig ist. (Ich bin auch für ganz gewöhnliche Irrtümer anfällig, aber aufgrund meines Alters und Geschlechts für andere Irrtümer als ein junger Mann.)

Vor wenigen Tagen wohnte ich als eine von über achttausend Gläubigen einem Pontifikalamt bei. Außer dem Bischof waren etwa zwanzig Priester und zahlreiche Ministranten anwesend, eine christliche Band spielte und sang mitreißende Lieder, ein weltbekannter Geistlicher predigte mit Witz und voll Liebe, die Messe wurde gestreamt, EWTN und Radio Horeb waren dabei.

Heute war ich mit etwa zwanzig Gläubigen zur Messe. Der Kaplan zelebrierte, die Ministranten waren in der Schule, eine Predigt gab es nicht. Unterstützt von der Orgel, sangen wir ei-

nige schöne Lieder aus dem Gotteslob, allerdings merkte man an den Stimmen das hohe Durchschnittsalter.

Es geschah hier wie dort haargenau das Gleiche: Wir bekannten unsere Schuld (im Chor zwar, aber jeder individuell mit „Ich bekenne“), wir stellten klar, daß wir alle erlösungsbedürftig und auf Gottes Barmherzigkeit angewiesen sind und darum bitten, der Priester sprach das Hochgebet, der Herr kam in der Wandlung zu uns, Er lieferte sich im Eucharistischen Mahl jedem einzelnen aus. Wir dankten. Das war's auch schon!

Wir feiern in der Messe den barmherzigen Gott, und Er feiert uns, indem Er sich hergibt in Wort und Brot und Wein.

Was das Wort angeht – Er will damit nicht unseren Geschmack treffen, sondern unser Herz. Wenn ich die heutigen Perikopen nicht so mag, nicht verstehe oder einfach unaufmerksam bin, sind sie davon nicht weniger göttlich. Es liegt dann an mir und nur an mir, wenn ich scheinbar nichts davon habe. Wenn ich (wie heute tatsächlich) nach der Messe schon wieder vergessen habe, was genau gelesen wurde, kann ich es im Schott nachlesen (in Zeiten des Internet brauche ich dazu noch nicht einmal ein Buch) und bei schwierigen Stellen darüber beten und nachdenken, und ich kann sogar bei nächster Gelegenheit den Pfarrer fragen, wie diese Perikope gemeint ist. (Heute war es übrigens alles klar. Lesung: Der Herr beruft Samuel. Psalm: Gottes Willen zu tun ist schön. Evangelium: Jesus heilt Kranke. Ich sehe da kein Verständnisproblem, so ist er halt, der Herr.)

In der Eucharistie wird Brot und Wein zu Fleisch und Blut unseres Herrn Jesu Christi. Das verstehe ich nicht, womit ich in guter Gesellschaft bin³², aber ich glaube es. Deshalb bin ich katholisch.

Bekenntnis, Bitte, Opfer, Gegenwart Christi, Annahme Christi, Dank. Das ist alles, und das nennt man Messe. Wie fand ich die Messe so? Nu ja – wie man Erlösung halt so findet. Grandios.

³² Thomas v. Aquin: «quod non capis, quod non vides, animosa firmat fides» (Lauda Sion).

DIE GUTE GESTALT DER MESSFEIER

Für Heilige mag es gleichgültig sein, wie die Messe zelebriert wird; sie wissen: der Herr ist da, sie selber sind da, das genügt.

Doch ich bin kein Heiliger; ich brauche, um die Messe als das zu erleben, was sie wirklich ist, eine gute Weise der Zelebration.

DAS THEMA

Es geht hier um die Zelebration der Messen, wie man sie hierzulande täglich und besonders allsonntäglich erlebt. Vieles ist geregelt durch die *Institutio generalis*, die Grundordnung des Römischen Meßbuchs, vieles bekräftigt durch *Redemptionis Sacramentum*, weiteres ist ausgeführt durch die *Ars Celebrandi*, die «Zelebrationsschule von Pfarrer Ulrich Terlinden»³³. Doch nötig ist auch eine Art von *Ars Celebrandi* aus Laienhand, denn Laien sehen ständig, was Bischöfe und Priester selten sehen: den Gottesdienst vom Kirchenschiff aus. Es geht darum, den Laien den Weg zur Teilnahme an der Liturgie zu ebnen.

Vom Kirchenschiff aus ist manches zu sehen, zu hören, an Nachlässigkeiten, Gesten, Äußerungen, was oft große Aussagekraft hat, dabei oft dem Sinn der Liturgie zuwiderläuft. Aber viele können es nicht benennen, was diese Störung letztlich ausmacht; darum mahnt man es nicht an, man gewöhnt sich daran. Doch eben das führt dazu, daß die Liturgie nicht mehr in ihrer vollen Bedeutung wahrgenommen wird.

Hier habe ich mir die Aufgabe gestellt, auszusprechen, was stört, und auch mit dem Blick des Psychotherapeuten zu ergründen, was es eigentlich ist, was daran stört. Es geht hier

³³ Die Kunst des Zelebrierens. <http://ars-celebrandi.blogspot.de/>

nirgends darum, rein formale Abweichungen zu bemängeln, sondern das zu benennen, was als störend auffällt, und die – unbeabsichtigte – Bedeutung dieser Störung aufzuzeigen.

Die einfachste Regel ist natürlich die, daß die von den liturgischen Büchern gegebenen Ordnungen eingehalten werden (da jedenfalls, wo sie nicht widersprüchlich sind). Nicht einfach deshalb, weil das Vorschrift ist: was darin steht, ist meistens sinnvoller als persönliche Ideen, besser als die Trägheit, der gelegentlich Teile der Liturgie von der alttestamentlichen Lesung bis zum Embolismus zum Opfer fallen.

Doch es geht um mehr als nur um die *Ars celebrandi* des Priesters: zur guten Gestalt der Meßfeier trägt auch das Verhalten der übrigen Teilnehmer bei, derer im Altarraum und auch derer im Kirchenschiff. Auch dafür liegt Verantwortung beim Priester – er kann die Gemeinde und vor allem die Mitwirkenden im Altarraum instruieren –, aber nicht nur bei ihm: ein jeder kann durch sein Beispiel dazu beitragen – und natürlich ist das Beispiel des Zelebranten und der Mitwirkenden im Altarraum besonders gewichtig.

DAS WESENTLICHE DER GUTEN ART DER ZELEBRATION

Im Brennpunkt aller Regeln steht immer das Wesen der Liturgie: sie ist Begegnung des Herrn mit dem Gläubigen. «Der äußere Ritus der Kirche ist das Gewand des Herrn», sagte Theophan der Klausner.

Getragen wird alle angemessene Zelebration vom Bewußtsein dessen, was man tut, daß man vorm Herrn steht. Alle Riten, alle Texte sind dessen Ausdruck, der formale Vollzug allein genügt nicht. Gottesdienst kann nichts von Schaustellerei haben: jeder, der eine liturgische Funktion ausübt, muß sein Handeln als Gottesdienst verstehen.

Man kann nicht nicht kommunizieren, ist ein Grundsatz der Kommunikationspsychologie: man kann sehen, ob eine Kniebeuge, eine Verneigung Ausdruck der Verehrung ist oder nur äußerliche Befolgung einer Vorschrift. Darum steht im Mittelpunkt der Regeln die innere Haltung des Zelebranten und

ebenso aller Teilnehmer, besonders derer im Altarraum, doch auch derer im Kirchenschiff.

Andererseits geht es nicht nur um Bewußtsein und innere Haltung: Der Glaube muß sichtbar sein – Worte genügen nicht: Ausdruckslosigkeit führt zu Bedeutungslosigkeit.

Die, die am Gottesdienst teilnehmen, im Kirchenschiff ebenso wie die am Altar, sollen hier die intime Begegnung mit ihrem Herrn erleben. Alles Handeln des Priesters muß von Achtung davor geprägt sein. Er verzichte darauf, als Person in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit zu treten, sehe sich statt dessen als Diener der heiligen Handlung: es geht nicht um ihn, sondern um die Begegnung mit dem Herrn. Er verzichte darauf, die Gläubigen pastoralpädagogisch zu bevormunden, lasse ihnen statt dessen inneren Raum für die Begegnung mit dem Herrn.

BEVOR DIE MESSE BEGINNT

In der Kirche

«Der Eifer um Dein Haus verzehrt mich» – dieses Wort aus einem Psalm Davids (*Ps. 68 [69], 10*) wird vom Evangelisten (*Joh. 2, 17*) auf Jesus selbst übertragen. Nicht minder heilig als der Tempel ist eine jede Kirche; daß das wahrnehmbar ist, liegt nicht nur an der Architektur – das muß sich im Verhalten aller ausdrücken, beginnend damit, daß man sich mit Weihwasser bekreuzigt, wenn man sie betritt.

Symbole des Herrn sind besonders der Altar und das Kreuz. Es ist «der Altar, der die Gabe heiligt» (*Matth. 23, 19*): so ist der Altar selber heilig, der christliche Altar nicht minder als der des Tempels – und selbstverständlich nicht nur dann, wenn darauf das Tabernakel steht. Niemals geht man achtlos, geht man schräg vorm Altar vorbei – man geht durch den Mittelgang, kniet dabei stets, an der vordersten Stelle des Weges, vorm Altar nieder.

Jede Kniebeuge vorm Altar, die wirkliche Verehrung ausdrückt, zeigt mehr den Glauben an die Gegenwart des Herrn, als irgendeine Predigt das kann.

Der Stil der Liturgie

Der heilige Franziskus, der «Poverello», der die Armut liebte und verkündete, forderte die Oberen seines Ordens auf, die Kleriker demütig zu bitten, «calices, corporalia, ornamenta altaris et omnia, quae pertinent ad sacrificium, pretiosa habere debeant – sie sollen Kelche, Corporalia, Altarschmuck haben und alle[die Dinge], welche zum [Meß-] Opfer gehören, die kostbar sind» (*Epistola ad custodes I*, 2. 3). Entsprechendes wie für die materiellen Geräte gilt natürlich für das «das Gewand des Herrn», die Liturgie selbst.

«Hochzuschätzen ist auch die Messe, die mit einer Gemeinschaft, vor allem mit der Pfarrgemeinde, gefeiert wird, da diese die Gesamtkirche zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort darstellt, besonders aber in der gemeinsamen Feier am Sonntag»: so beschreibt die Grundordnung (113.) jene Messe, die im Deutschen Hochamt genannt wird. Dieses Hochamt ist die exemplarische Form der Liturgie (in den orthodoxen Kirchen die einzige!); ihm kommt es zu, daß dem Ritus besondere Achtsamkeit gewidmet wird: der Einzug soll von Gesang begleitet werden (47.); Einzug durch die Mitte des Volks zeigt die Zusammengehörigkeit von Klerus und Gemeinde. Liturgischer Gesang am Altar, am Legile und Weihrauch tragen dazu bei, inneren Raum zu schaffen für Teilhabe am heiligen Geschehen.

Schlichte, stille Werktagsmessen haben einen hohen Wert; doch das Hochamt ist gleichsam die Schule, in der man lernt, das Wesen der Meßfeier zu verstehen, es auch in der schlichten Gestalt solcher Werktagsmessen wahrzunehmen.

Die Forderung der Liturgiekonstitution des II. Vaticanum nach «edler Einfachheit» («Ritus nobili simplicitate fulgeant»; SC. 34) wird mehrfach von der Grundordnung zitiert (292.; 325.; 351.). «Nobili simplicitate»: diese Forderung lehnt sich an Johann Joachim Winckelmanns Formel «edle Einfalt und stille Größe» an («Einfachheit» statt «Einfalt» ist durch die Rückübersetzung über «simplicitas» hierher gelangt). Das heißt, daß hier ein klassizistisches Ideal vorgegeben wird: nicht Kargheit, sondern Vorherrschaft der Struktur über das Dekor.

Die sakralen Geräte

Jener Forderung des heiligen Franziskus nach kostbaren Geräten schließt sich die Grundordnung an mit der Forderung nach edlem Metall (328.), edlen Materialien (329.; 330.).

«Unter den für die Messfeier erforderlichen Dingen werden die sakralen Gefäße mit besonderer Ehrfurcht behandelt, darunter vor allem der Kelch und die Patene ...» steht in der Grundordnung (327.); das gilt natürlich ebenso für das Korporeale. Diese Dinge umschließen den Leib, das Blut des Herrn; wer mit ihnen umgeht, muß sich dessen stets bewußt sein. Darum ist liebevolle Aufmerksamkeit immer angezeigt, gerade auch wenn sie vor der Messe zur Kredenz getragen oder danach zurückgebracht werden. Es darf es nicht darum gehen, diese Aufgaben möglichst zügig hinter sich zu bringen – auch der Küsterdienst ist Gottesdienst; jeder, der ihn tut, muß das an seinem Verhalten sichtbar werden lassen.

Die Lieder

Der Organist hat in unserem Gottesdienst eine wichtige Aufgabe. Sinnvolle Laiendienste in der Kirche sind etwa solche, die ihn entlasten: es ist sehr viel besser, wenn im Chorraum ein Kantor singt, als wenn ein Lautsprecher die Stimme des Organisten nach vorne transportiert. Und wo Liedernummern projiziert oder elektronisch angezeigt werden, sollte dafür jemand anderes bereit stehen: zumindest die Nummer für den Gesang des *Sanctus* kann der Organist kaum rechtzeitig anzeigen – so verbringt die Gemeinde die Zeit des Gabengebets allzuoft mit Blättern.

Jedes Lied, das geeignet ist, in der Liturgie Platz zu haben, hat seinen eigenen Wert; man darf es nicht umfunktionieren, indem man einzelne Strophen auswählt, um ihnen einen Sinn zu geben, den das Lied eigentlich nicht hat. «Großer Gott, wir loben Dich» ist eine Übertragung des *Te Deum* ins Deutsche, die zweite oder dritte Strophe ist kein *Sanctus*.

Die Zeiten der Messe

In orthodoxen Kirchen kann man sehen, daß an Sonn- und Festtagen Nachtwache und Göttliche Liturgie stets zur glei-

chen Zeit stattfinden, gleichgültig ob das Fest staatlicher Feiertag ist oder nicht. In lateinisch-katholischen Kirchen dagegen sind Messen an Festen, die staatlicherseits Werktage sind, oft spärlich. Und häufig gibt es für sie auch in Kirchen, in denen Vorabendmessen üblich sind, keine Vorabendmesse; selbst eine Messe, die an einem solchen Vortagabend regulär angesetzt ist, wird allzu oft als Werktagmesse begangen.

DER ABLAUF DER MESSE

Priester und Ministranten legen die liturgischen Gewänder an. Keineswegs eine Äußerlichkeit: die Gewänder zeigen, daß sie alle nicht als Privatpersonen zum Altar treten, sondern einen Dienst ausüben. Darum muß, wer immer mit dem Zelebranten einzieht zur Meßfeier, wer immer an den Altar tritt, liturgische Gewänder tragen³⁴. Was ihre Gewänder bedeuten, müssen sie verwirklichen durch ihr Verhalten während der Liturgie – und ganz besonders der Priester: er ist Diener, hat nicht persönliche Nähe zur Gemeinde zu suchen, sondern den Weg zu bereiten für die Begegnung aller mit dem Herrn.

Im heidnischen Gottesdienst auf Bali fungieren stets ein brahmanischer und ein buddhistischer Priester gemeinsam, als Ausdruck des dort herrschenden Synkretismus. Ein solches Nebeneinander ist dem christlichen Glauben fremd.

Es ist der eine Christus, das eine Opfer, das in der Messe gegenwärtig wird; darum ist es auch der eine Priester, der, *in persona Christi* das Sakrament vollziehend, in gewisser Weise selber Christus symbolisiert. Darum hat er eine herausgehobene Position, beim Einzug geht er als letzter (Inst. gen. 120.). Auch wenn mehrere Priester konzelebrieren, ist einer, um diese Einheit zu zeigen, der Hauptzelebrant; er geht als letzter (Inst. gen. 210.). Der *Grundordnung* nach soll der Diakon, wenn er nicht das Evangelium trägt, neben dem Priester gehen (Inst.

³⁴ Die besondere Tracht von Kirchenschweizern und Fahnenträgern hat natürlich ihr eigenes Recht; doch werden diese wohl in den Chorraum einziehen, aber nicht zum Altar selbst treten.

gen. 172.); doch da dem Augenschein nach dann einfach die zwei nebeneinander gehen, ist das ungünstig – der Diakon trage besser das Evangeliar. Ebenso muß der Priester, bei einer Konzelebration der Hauptzelebrant, zum Altarkuß zur Mitte des Altars treten, die anderen zu seiner Seite oder nach ihm.

Die Rolle des Priesters ist dabei eine doppelte: vor allem tritt er selber als Gläubiger vor seinen Herrn; andererseits ist seine Rolle, *in persona Christi* zu handeln, so symbolisiert er in gewisser Weise den Herrn.

Der Priester wird hierzulande in aller Regel *versus populum* zelebrieren, also hinterm Altar stehend. Beide Zelebrationsrichtungen haben ihre Bedeutung: die *Celebratio versus Dominum* zeigt, daß der Priester wesentlich zur Gemeinde gehört, wenn auch in herausgehobener Position, mit ihr zusammen vor den Herrn tritt; die *Celebratio versus populum* zeigt, daß er *in persona Christi* der Gemeinde gegenübertritt. Da der Priester aber immer auch Mensch ist ebenso wie alle in der Gemeinde, ist es gut, wenn er nicht sogleich nach dem Einzug die herausgehobene Stellung hinter dem Altar einnimmt, sondern unmittelbar zum Altar hinaufsteigt, ohne zuvor um ihn herumzugehen, und so zeigt, daß auch er sich als Mensch, als Gläubiger dem Heiligtum, dem Altar nähert.

Notwendigerweise *versus populum* steht der Priester, wenn er sich ans Volk wendet, etwa den Segen erteilt. Besonders gilt das, wenn etwa Erstkommunikanten, Firmlinge, neue Meßdiener vor den Altar treten, um ihre Katechese zu beginnen oder ihr Amt aufzunehmen. Und sie treten vor den Altar, vor den Priester, der sie im Namen des Herrn aufnimmt. Werden sie in der Kirche, im Gottesdienst vorgestellt, so werden sie vor allem dem Herrn vorgestellt und dadurch gleichsam nebenbei auch der Gemeinde. Ganz sinnwidrig wäre es, wenn plötzlich die, die aufgenommen werden, *versus populum* stehen, der Priester aber, Rücken zum Volk, vor sie tritt. Wollte man sie primär der Gemeinde vorstellen, so hätte das seinen Ort im Gemeindefaß. Und Gleiches gilt für Eltern oder Paten bei der Taufe.

Eine Begrüßung des Volkes geschieht durch den liturgischen Gruß. Danach kann der Grundordnung zufolge der Priester (oder auch sonst jemand) «die Gläubigen mit ganz kurzen Worten in die Tagesmesse einführen» (*Inst. gen. 50.*). Das nun ist eben nicht die Begrüßung (das war ja die liturgische Formel); ganz besonders ist es der Liturgie nicht angemessen, wichtige Personen hier besonders anzuführen – vor dem Herrn sind alle gleichermaßen wichtig.

Gelegentlich ist zu erleben, wie ein Priester schnell die liturgischen Formeln spricht, um dann gleichsam aufzuatmen, und nun locker zu reden beginnt. Doch sind die liturgischen Texte das Wesentliche, nicht die persönlich formulierten Worte; das darf durch die Sprechweise nicht konterkariert werden. Auch sollten diese «ganz kurzen» Worte dem Stil der Liturgie angemessen sein. Zu wünschen ist, daß Priester und alle Mitwirkenden bereit seien, mit dem, was sie persönlich einbringen möchten, hinter der Liturgie, die allen gehört, zurückzutreten.

Auch vor den Lesungen und vor der Präfation sind solche kurzen Worte erlaubt (*Inst. gen. 31.*); vor den Lesungen mag das angehen, vor der Präfation aber wäre es eine sehr störende Unterbrechung der heiligen Handlung.

Auch wenn der Priester in gewisser Weise den Herrn repräsentiert: er steht ihm nicht gleich und erst recht nicht höher. Darum sollte der Sitz des Priesters nicht auf gleicher Ebene mit dem Altar stehen, und erst recht kann er nicht höher stehen.

Für den Bußakt ist die Besprengung mit Weihwasser mit dem Gesang des *Asperges me* eine besonders schöne Form für den Sonntag (nicht für Feiertage, die nicht auf einen Sonntag fallen). Dabei sollte allerdings nicht der Eindruck von Beliebigkeit entstehen: wird sie gewählt, so sollte das regelmäßig geschehen.

Die Vermischung des Bußaktes mit dem *Kyrie* beeinträchtigt beide Teile der Liturgie; das *Kyrie* ist die feierliche Anrufung des Herrn, dessen Erbarmen fürs ganze menschliche Leben erbeten wird, nicht nur für die Vergebung der Sünden.

Beim *Kyrie* wird jeder Ruf «in der Regel zweimal vorgetragen; doch sind weitere Wiederholungen nicht ausgeschlossen, sofern ...» (*Inst. gen.* 52.). Im *Kyrie* wird der dreifaltige Gott angerufen³⁵; das zeigt, aus der Hand eines Heiligen, der *Kyrie-Tropus Kyrie, fons bonitatis*, den der Thomas v. Aquin für Fronleichnam gedichtet hat³⁶. Traditionell wird jeder Ruf dreimal gesungen: dadurch wird die Perichorese in der Dreifaltigkeit symbolisiert, die besonders schön angesprochen wird in diesem *Kyrie-Tropus* des heiligen Thomas. Darum ist es gut, jeden Ruf dreimal zu singen, wo immer es dieser Regel nach möglich ist. *Kyrie-Tropen* oder „*Kyrie-Litaneien*“, in denen jeder Ruf auf Christus umgemünzt ist (wie sie im GL häufig sind), entstellen den Bezug auf die Dreifaltigkeit, sind darum zu vermeiden.

«Das *Gloria* ist ein sehr alter und ehrwürdiger Hymnus ... Der Text dieses Hymnus kann nicht gegen einen anderen ausgetauscht werden» (*Inst. gen.* 53.). Das heißt, es ist nicht erlaubt, es gegen eines der „*Glorialieder*“ zu ersetzen, wie sie das GL anbietet, und ebensowenig ist es erfreulich: natürlich können sich all diese Lieder nicht mit der dichterischen und geistlichen Qualität des Hymnus messen. Ganz unmöglich aber ist es, ihn etwa in der Weihnachtszeit durch ein Lied zu ersetzen, in dem irgendwo die Zeile «Ehre sei Gott in der Höhe» auftaucht.

Die Lesungen sind der zentrale Teil der „Liturgie des Wortes“. Es ist ein Verlust, wenn nur verkürzte Texte gelesen werden, auch wenn es formal gestattet ist wie bei der Passion.

Den Antwortpsalm zwischen den Lesungen oder die „*Akklamation*“ vorm Evangelium durch ein Lied zu ersetzen ist weder schön noch erlaubt (*Inst. gen.* 61.).

Beim Evangelium, und der Grundordnung nach, schon bei der „*Akklamation*“ vorm Evangelium hat das Volk der Grundordnung gemäß zu stehen (60.; 62.). Auch die Passion ist Evan-

³⁵ W.H.W: «Kyrie eleison». E&E 20 (2015), S. 30-32

³⁶ Officium corporis : Missa «Cibavit».

<http://www.corpusthomaticum.org/pcx.html#91688>

gelium: es ist absurd, wenn sich nach der „Akklamation“ zur Passion alle setzen; das Wesen der Passion fordert, daß alle stehen bleiben, deren körperliche Verfassung das zuläßt – weder von den Hohenpriestern noch von Pilatus wurde dem Herrn ein Sitzplatz angeboten.

«Die richtige Zeit für eine Predigt muß zehn Minuten sein, höchstens fünfzehn», stellte der seinerzeitige Sekretär der Kongregation für den Gottesdienst, der heutige Kardinal Ranjith Patabendige, in einem Interview fest³⁷.

Im Glaubensbekenntnis bestätigt jeder, der an der Eucharistiefeier teilnimmt – ob er nun es selber mitspricht, mitsingt oder sich innerlich dem Gesang anschließt –, daß er den Glauben der Kirche teilt; es ist gleichsam sein Ausweis für die Teilhabe. Darum kommt es auf den Wortlaut an; es gibt keinen anderen Text, der es ersetzen könnte. Lieder „zum Glaubensbekenntnis“ können es begleiten, nicht ersetzen.

Und selbstverständlich ist das Glaubensbekenntnis der Messe das Glaubensbekenntnis der ganzen Kirche, das Nicaeno-Constantinopolitanum (die orientalischen Kirchen haben leicht abweichende Texte, doch ohne einen dogmatischen Unterschied). Das sogenannte Apostolicum hat seinen Platz bei der Taufe, nicht hier. In der Gemeinschaftsmesse der Mitte des XX. Jahrhunderts pflegte, während der Priester das lateinische Credo sprach, die Gemeinde das deutsche Apostolicum zu sprechen. Nach dem II. Vaticanum wurde auch dem Volk das große Credo zugestanden; doch nach wenigen Jahren fiel man ohne echten Grund zurück in die alte Gewohnheit.

«Im Allgemeinen Gebet» trägt das Volk «Gott Bitten für das Heil aller vor» (*Inst. gen. 69.*). Die Anliegen sollten wirkliche Anliegen der Kirche, der Welt, des Ortes sein, nicht eine Fortsetzung der Predigt mit anderen Mitteln. Im byzantinischen

³⁷ <https://rorate-caeli.blogspot.de/2007/11/ranjith-speaks-episcopal-rebellion.html> – das italienische Original ist nicht mehr im Netz.

Ritus sind die Fürbitten täglich die gleichen; dennoch spornen sie mehr zum Mitbeten an als die eher nach einer thematischen Konzeption zusammengestellten Fürbitten, die in unseren Kirchen verbreitet sind. Aber wenn die byzantinischen auch nicht frei formuliert werden, so erscheint in ihnen oft eine Bitte für namentlich genannte Kranke («. und richte sie / ihn auf von ihrem / seinem Lager!») – solche Bitten sind in lateinischen Kirchen kaum je zu hören.

Die Grundordnung gibt eine «Reihenfolge der Anliegen» vor, vier Kategorien (70.). Den Grundgedanken des Allgemeinen Gebets («Bitten für das Heil aller») und diese Kategorien zu beachten könnte dazu führen, diese Fürbitten zu einem wirklichen «Gebet der Gläubigen» zu machen. Und die letzte dieser Kategorien («d für die örtliche Gemeinschaft») bietet auch Raum für die Bitte für einen einzelnen Kranken. Hierher gehört auch die Fürbitte für Verstorbene, nicht etwa zur Vermeldung der Zeit von Seelenamt und Beerdigung (bei der die Gemeinde zudem meistens noch sitzt).

Es gibt zwei Möglichkeiten, die Fürbitten zu formulieren, beide seit dem christlichen Altertum in Gebrauch: an die Gemeinde gerichtet («Laßt uns beten für ...») oder aber an den Herrn («Herr, gib ...»). Im ersteren Fall muß der, der die Bitten vorträgt, zum Volk gewandt stehen, im letzteren zum Altar.

Das Volk «drückt seine Bitte» üblicherweise «durch eine gemeinsame Anrufung aus» (*Inst. gen. 71.*). Bei dieser gemeinsamen Anrufung vermeide man Originalität: die Liturgie schafft Raum für die Teilnahme der Gemeinde, nicht für irgend jemandes interessante Einfälle. Achtung: Der Ruf «Kyrie eleison – Herr, erbarme Dich» allein richtet sich, wie die Liturgie der Ostkirche zeigt, an Gott, den Vater, der dreifache Ruf «Herr – Christus – Herr, erbarme Dich» an die Dreifaltigkeit, der Ruf «Wir bitten Dich: erhöre uns», wie die Allerheiligenlitanei zeigt, an Christus. Bei der Fürbitte für Verstorbene können die Verse «Herr, gib ihnen ...» und «Laß sie ruhen ...» hinzukommen. Sonstige Rufe sollte es nicht geben: die «edle Einfachheit» fordert klare Strukturen.

Mit der Darbringung der Gaben beginnt der zentrale Teil der heiligen Handlung. Während der Gabenprozession ist ein

Gesang angeordnet (*Inst. gen. 74.*). Er darf darüber hinaus die Gabenbereitung begleiten. Das ist besonders sinnvoll, wenn der Chor singt; es kann auch bei Gemeindeliedern geschehen, doch wenn nur die Orgel spielt, hat die Gemeinde mehr Aufmerksamkeit frei für die liturgische Handlung. Keineswegs sollten die pseudojüdischen Texte des Meßbuchs laut gesprochen werden: mit ihrem «.. und der menschlichen Arbeit» konterkarieren sie zu sehr die eigentliche Aussage der wirklichen jüdischen Segenssprüche, daß Gott es ist, der die Gaben schafft und schenkt; und sie zeigen bemerkenswerte Ignoranz: «Frucht der Erde» bezeichnet im jüdischen Sprachgebrauch Kräuter, wie schon ein Blick in eine Haggada šel'Pesach zeigt.

Wird nun ein Gemeindelied gesungen, so kann der Priester nicht, wenn er seine Aufgaben zur Gabenbereitung abgeschlossen hat, ins Lied einstimmen: in der Liturgie macht man etwas ganz oder aber gar nicht; und er hat eben nicht ganz, von Anfang an, mitgesungen.

Die Liturgie sollte sich nie mit Zweitrangigem begnügen; und willkürlicher Wechsel sollte vermieden werden. Die ausdrucksstärkste Einleitung für das Gabengebet ist auch die ursprüngliche, im lateinischen Meßbuch ist sie die einzige; sie sollte stets gewählt werden: «Betet, Brüder und Schwestern».

Das Gabengebet ist das Innehalten zwischen der Darbringung und der Wandlung. Ursprünglich, soweit die klaren Bezeugungen zurückreichen – «Secreta» hieß es früher –, wurde es deshalb leise gesprochen. Heute ist es sinnvoll, auch wenn die Präfation mit ihren Einleitungsformeln im Hochamt gesungen werden soll, das Gabengebet schlicht zu sprechen, „sine nota“.

Vor der Präfation einige einführende Worte zu sagen, ist zwar formal erlaubt (*Inst. gen. 31.*), zerstört aber – selbst wenn hier nur die Meßintention genannt wird – den Zusammenhang der eucharistischen Feier, zerreißt, um die Metapher des heiligen Theophan zu verwenden, «das Gewand des Herrn».

Vom Gabengebet an bis zur Kommunion steht der Priester an der Mitte des Altars, und es ist der zentrale Teil der Meß-

feier: gerade jetzt, und besonders, wenn der Priester, wie meistens hierzulande, *versus populum* zelebriert, sind auch kleine Gesten von großer und dabei oft von ungewollter Bedeutung.

Dieser Platz an der Mitte des Altars steht nur dem Priester, dem Hauptzelebranten zu. Wer sonst noch am Altar und, ganz besonders, mit dem Priester hinterm Altar steht, hat sich zur Mitte zu wenden, zu den Gaben oder, bei einem entsprechenden Dienst, zum Priester; keineswegs kann er, als stehe er ebenfalls *in persona Christi* dort, aufs Volk zu blicken. Und es ist wichtig, bis zur Kommunion, um der Einheit des Sakraments willen, daß es sichtlich allein der Priester ist, der in der Mitte steht.

Zum *Sanctus* stellt *Redemptionis Sacramentum* die Liturgen vor ein Dilemma. In der Grundordnung steht (41.): «Andere Arten der Kirchenmusik [*als der Gregorianische Choral*], besonders aber die Mehrstimmigkeit, werden keineswegs ausgeschlossen, sofern sie dem Geist der liturgischen Handlung entsprechen und die Teilnahme aller Gläubigen fördern» (ein Zitat der Konzilskonstitution *Sacrosanctum Concilium*, Art. 116).

In *Redemptionis Sacramentum* wird aber gefordert (53.): «Während der zelebrierende Priester das eucharistische Hochgebet spricht, „soll gleichzeitig nichts anderes gebetet oder gesungen werden; auch Orgel und andere Musikinstrumente sollen schweigen“. Nun sind aber die mehrstimmigen Meßkompositionen seit der Renaissance so gestaltet, daß sie während des Hochgebets gesungen werden; die Länge der Stücke entsprach der liturgischen Ordnung, die beim Gesang einer polyphonen Messe das *Sanctus* vor, das *Benedictus* nach der Elevation singen ließ.

Doch enthält jener Artikel von *Redemptionis Sacramentum* ein Zitat aus der Grundordnung (32.), durch Anführungsstriche gekennzeichnet. Dort aber heißt es im Zusammenhang: «Die Texte, die der Priester als Vorsteher spricht, verlangen von ihrem Wesen her, dass sie mit deutlicher und lauter Stimme vorgetragen und von allen aufmerksam angehört werden. Deshalb ist gleichzeitig nichts anderes ...» Das bezieht sich sicher auf den Segen oder priesterliche Akklamationen; daß das Hochgebet nicht gemeint sein kann («. verlangen von ihrem Wesen her ...»), zeigt auch der Vergleich

mit den Riten des Ostens: von der byzantinischen Orthodoxie bis zur chaldäischen Kirche des Ostens ist es selbstverständlich, daß vom Priester große Teile des Hochgebets leise gesprochen werden, während der Chor singt.

Wie auch immer: weder darf der Eindruck entstehen, während des Chorgesangs warte der Priester nur ab, bis sein Teil beginnt, noch sollte, um an anderer Stelle Zeit zu sparen, das II. Hochgebet gewählt werden, nur weil es kurz ist. Erlebt man, daß sich die Gemeinde zum *Sanctus* setzt, so zeigt das einen Mangel an Katechese.

Wird ein einfaches *Sanctus* von der Gemeinde gesungen, so sei der Priester achtsam, besonders wenn er *versus populum* zelebriert. Wenn er mitsingt und dabei statt auf den Altar zur Gemeinde blickt, so wirkt das lächerlich: der Priester singt die Gemeinde an, die Gemeinde den Priester. Wenn er zum Gesangbuch greift, es über dem Altar und über den dargebrachten Gaben in der Hand hält, so erscheint das als Abkehr, als Unterbrechung des Hochgebets, als Abwendung vom Altar und den Gaben darauf. Wird sein Gesang durchs Mikrofon verstärkt, so beschädigt das den Gesang der Gemeinde.

Für die Auswahl des Hochgebets stellt die Grundordnung Richtlinien auf (365.), die nicht verpflichtend sind, aber sinnvoll: für die höchsten Feste das I. Hochgebet, das auch für Sonntage den Vorzug genießt, «aus pastoralen Gründen» kann das III. an seine Stelle treten (*a*); nachträglich wird unter *d*) für Sonntage im Jahreskreis auch das IV. genannt. Das II. sollte «vor allem an den Tagen unter der Woche genommen» werden.

«Es ist sehr angebracht, dass der Priester die Teile des Eucharistischen Hochgebets singt, die mit Noten versehen sind» (*Inst. Gen. 147.*) – wo immer es liturgischen Gesang gibt (was in jedem Hochamt sein sollte), kann der vornehmste Teil der Liturgie, die Wandlung, davon nicht ausgenommen werden.

«Wenn du Gästen etwas bringst, halte es immer mit beiden Händen, auch wenn es leicht ist, aus Achtung vor den Gästen!» hörte ich einmal einen afrikanischen Vater seinem Sohn erklä-

ren. Um so mehr muß bei der Elevation die Hostie ebenso wie der Kelch mit beiden Händen erhoben werden.

Die Hostie über dem Kelch, der noch ihre Unterseite umfängt: so finde ich es als Symbol für die Eucharistie auf dem Einband eines Buches aus der hohen Zeit der Liturgischen Bewegung³⁸ – die klassische Form der „Kleinen Elevation“ am Schluß der Wandlung. Die Anordnung der Grundordnung (151.), «die Patene beziehungsweise die Hostienschale mit der Hostie» zusammen zu erheben, erschwert es, diese Form zu verwirklichen; natürlich aber bleibt sie das Ideal. Jedenfalls geht es bei der „Kleinen Elevation“ darum, die Einheit von Leib und Blut Christi zu zeigen; darum ist es wichtig, daß beide nicht in einiger Entfernung voneinander erhoben werden, sondern in sichtbarer Einheit.

Die Idealform des Friedensgrußes ist in der armenischen und der syrisch-antiochenischen Kirche erhalten geblieben: der Friede kommt vom Altar, vom Herrn, der Priester gibt den Frieden den Diakonen, sie geben ihn an Laien weiter, diese geben ihn ihrerseits weiter, bis ein jeder den Frieden empfangen hat. Ebenso wurde er traditionell in der lateinischen Kirche weitergegeben – nur beschränkte er sich hier seit langem auf den Klerus.

Diesem Ideal nähern sich auch Anweisungen der Grundordnung: «Der Priester kann den liturgischen Diensten den Friedensgruß geben, wobei er jedoch immer innerhalb des Altarraumes bleibt, damit die Feier nicht gestört wird» (154.). «Es ist aber angebracht, daß jeder nur mit den Nächststehenden auf schlichte Weise das Friedenszeichen austauscht» (82.). Ein Rundschreiben der Gottesdienstkongregation³⁹ hat unter dem

³⁸ Dr. K. Josef Merk: Die heilige Messe in ihrer Feier. Stuttgart-Degerloch 1948

³⁹ Congregazione per il Culto Divino e la Disciplina dei Sacramenti: Lettera circolare: L'espressione rituale del dono della pace nella messa.

http://www.webdiocesi.chiesacattolica.it/cc_i_new/documenti_diocesi/91/2014-08/05-107/Circolare%20Scambio%20della%20pace2.pdf

gegenwärtigen Pontifikat weiter für eine angemessene Weise des Friedensgrußes geworben: «Wo familiäre und profane Gesten des Grußes eingerissen sind, könnten sie durch andere, angemessenere Gesten ersetzt werden» (6.b). Ein Handschlag, der nach alltäglicher Begrüßung aussieht, ist kein angemessener Friedensgruß. Ganz sinnwidrig ist, wenn jemand zum Altar tritt und dem Zelebranten die Hand reicht.

Besonderer Achtsamkeit bedarf die Kommunionausteilung. Schon in meiner Studienzeit hörte ich eine junge Frau sagen: «Wenn ich mir vorstellen würde, die Hostie sei wirklich Leib Christi, könnte ich nicht zur Kommunion gehen.» *Redemptionis sacramentum* geht darauf ein (cap. IV, 1.): «[83.] ... Es kommt aber bisweilen vor, dass die Christgläubigen massenweise und ohne Unterscheidung zum heiligen Tisch hinzutreten. Es ist Aufgabe der Hirten, diesen Missbrauch mit Klugheit und Festigkeit zu korrigieren. [84.] ... muss man darauf achten, dass nicht aus Unwissenheit ... sogar Nichtchristen zur heiligen Kommunion hinzutreten ... Es obliegt den Hirten, die Anwesenden zu gegebener Zeit darauf hinzuweisen, dass Wahrheit und Ordnung streng zu beachten sind.»

Der Kern dieses Problems aber liegt zu tief, als daß es sich durch Hinweise allein beheben ließe – es ist am Ritus, jeden, der zur Kommunion geht, wahrnehmen zu lassen, was er empfängt. Und durch den Ritus muß sich der Glaube daran zeigen.

«Die Gläubigen kommunizieren kniend oder stehend, wie es die Bischofskonferenz festgesetzt hat» (*Inst. gen. 160*). Das Angemessenste ist natürlich, im Knien die Kommunion zu empfangen.

Es «ist eine Tatsache, daß die kniende Haltung eines Gläubigen kein Grund sein kann, um ihm die Kommunion zu verweigern» (*Litterae Congregationis [de Cultu Divino et Disciplina Sacramentorum], Prot. n. 1322/02/L, Rome, 1 July 2002 / notitiae, p. 582 [17]*).

Wird im Stehen kommuniziert, wie es hierzulande allgemein üblich geworden ist, so ist dazu eine «geschuldete Ehrfurchtsbezeugung» «empfohlen» (*Inst. gen. l.c.*). Solch einer Ehrfurchtsbezeugung bedarf es dringend, auch wenn sie noch auf ihre offizielle Einführung wartet. «Da bin ich auch nach vorne

gegangen und habe auch einen Keks bekommen», erzählte ein junger Mann aus kirchenfernem Elternhaus.

Wie die Handkommunion zu empfangen ist, ist bei Cyrill von Jerusalem beschrieben (*Mystagogische Katechesen V, 21*), bei konzelebrierenden Priestern des byzantinischen Ritus noch heute zu sehen: man legt die linke Hand «unter die rechte wie einen Thron», empfängt die Hostie in der rechten Hand und beugt sich etwas nieder, um sie aus dieser Hand aufzunehmen. Dagegen ist es ausdrücklich verboten, die Hostie selbst zu nehmen – «per semetipsos accipere» (*Inst. gen. 160*); die heute weitverbreitete Sitte, die Hostie sich mit der rechten Hand selber zu nehmen, nachdem man sie in der linken empfangen hat, ist also untersagt. Demzufolge darf, so *Redemptionis Sacramentum* (*cap. IV, 2. [104.]*), bei Kommunion unter beiderlei Gestalten niemand selber die Hostie in den Kelch tauchen.

Wer nicht darauf achtet, rechnet kaum damit, daß sich von der Hostie Teilchen lösen könnten; tatsächlich aber geschieht das, nicht sehr oft, aber auch nicht ganz selten. «Wirst du also nicht noch viel achtsamer dafür sorgen, daß dir von dem, was viel wertvoller ist als Gold, auch nicht ein einziges Krümlein herunterfalle?» (Cyrill von Jerusalem, *l.c.*) – die Kommunikanten müssen darauf hingewiesen werden, daß sie nach der Handkommunion die Hände nach solchen Teilchen absuchen müssen. Und besonders Priester (und Diakon und Kommunionhelfer) müssen darauf achten, daß keine Teilchen beim Friedensgruß und bei der Kindersegnung während der Kommunionausteilung verwischt werden.

Zum Schutz davor, daß etwas herabfalle, ist die Kommunionpatene vorgeschrieben (*Inst. gen. 118; 287; Red. Sacr. cap. IV, 2. [93.]*) – doch die ist hierzulande schon in den fünfziger Jahren nicht mehr in Gebrauch gewesen.

Vom Wesen des Sakramentes her können nur Priester den Leib Christi austeilen, den Kelch aber auch Diakone: so lehrt es der heilige Thomas (*Summa theologica III, q. 82, art. 3*). Die Kommunion durch «außerordentliche Kommunionhelfer» austeilen zu lassen, ist der Grundordnung zufolge nur statthaft, wenn «die Zahl der Kommunikanten sehr groß ist» (*162.*); *Redemptionis sacramentum* präzisiert: «Nur dort, wo eine Notlage es erfordert, können außerordentliche Spender dem zele-

brierenden Priester nach Maßgabe des Rechts helfen» (*cap. IV, 2. [88.]*). «Dies muss aber so verstanden werden, dass eine gemäß den örtlichen Gewohnheiten und Bräuchen kurze Verlängerung ein völlig unzureichender Grund ist» (*cap. VII, 1. [158.]*).

In einem Altenheim habe ich erlebt, daß der Priester, selber Heiminsasse, «wegen fortgeschrittenen Alters ... verhindert ist» (*Red. Sacr. l.c.*), die Kommunion auszuteilen; sonst aber wird es hierzulande kaum solche Notlagen geben. Im allsonntäglichen Andrang zur Kommunion auch nur «eine gemäß den örtlichen Gewohnheiten und Bräuchen kurze Verlängerung» zu sehen – die eben den Einsatz von Kommunionhelfern noch nicht rechtfertigen würde! –, ist abwegig.

Sicher: eine angemessene Form der Kommunionspendung und ganz besonders den Verzicht auf ungerechtfertigte Kommunionhelfer durchzusetzen dürfte den meisten Pfarrpriestern angesichts der Machtverhältnisse in den Gemeinden kaum möglich sein: doch gebe sich damit niemand zufrieden – jeder Gläubige suche für sich die angemessene Form des Kommunionsempfangs.

«Die Kirche feiert heute ...» begann in meiner Studienzeit im Dom zu Münster einer der Mitwirkenden im Chorhemd vor Beginn des Hochamts die Vermeldungen; sie waren kurz, Töpferkurse in Gemeinderäumen kamen nicht vor. Die Grundordnung (90.) erlaubt vor dem Schlußsegen «kurze Mitteilungen, falls sie notwendig sind»; doch für die Gläubigen, die gerade den Leib Christi empfangen haben, ist es äußerst störend, sich statt der Betrachtung und dem Dankgebet nun Terminen widmen zu sollen. Darum lehrt das Vorbild des Doms zu Münster, wie es zu vermeiden ist, daß solch eine Störung «notwendig» wird. Kaum minder störend ist es, wenn der Priester sein Privileg nutzt (*Inst. gen. 31.*), «die ganze heilige Handlung mit einem kurzen Wort» zu «beschließen»; peinlich ist es, wenn er sich mit einem unliturgischen «.. einen schönen Sonntag!» ein «Danke, gleichfalls!» einheimst. Der Priester, (*nach II. Cor. 1, 24*) Mitarbeiter unserer Freude, sollte darauf verzichten, an solch einer Stelle sich selbst in den Vordergrund zu stellen.

Præfatio

Ewald & Ewald abundant. Memor libellorum annorum præteritorum qui accrescere recusabant nunc gaudeo copia textuum nobis allatis: ecce quot, ecce qualia.

Quod non semel tantum jam evenerat, iterum factum est: duos auctores scribisse, cum nihil antea esset pactum, de eodem themate, olim de libertate, olim de miraculis, nunc autem de creatione atque iis, quæ ei præcederant.

Et cum, qui ipse de sancta missa celebranda scriberem, latitudines interretis perlustravi, inveni textum egregiæ Claudiæ, qui in speciem verbis meis contradicere videatur, robore autem cum istis mirabiliter concordat: quod robur est reverentia sacratissimi Sacramenti.

Valete omnes!

W. H. W

Ewald & Ewald

Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst

Ausgabe 22

3. Oktober 2017

Am Fest der heiligen Ewalde (niger albusque), Patrone des Niederrheins

Herausgeber: Thomas Baumann, Hünxer Str. 42, 46535 Dinslaken

Graphik:

pro manuscripto gedruckt

ULRICH TERLINDEN

Atheistismus und Gottesglaube 2

MANUEL ALBERT FRIEDEMANN

Tempus fugit 13

THOMAS BAUMANN

Von dem einen und dem anderen Thomas 31

LUKAS BILLERMANN

Mangelnder Glaube als Ehenichtigkeitsgrund? 37

THOMAS BAUMANN

Von den Letzten der Großen Versammlung 45

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Was ist eigentlich abendländisch? Was uns unterscheidet 47

CLAUDIA SPERLICH

Und wie fanden Sie die Messe so? 51

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Die gute Gestalt der Meßfeier 53

praefatio 71

Unser Spendenkonto: Orietur Occidens

IBAN: DE36 4006 0265 0022 0943 00 • Darlehnskasse Münster eG.

Sie finden uns internett unter www.occidens.de